



# **Athenaeum jr 1800 dl 3-2 : eine Zeitschrift von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel**

<https://hdl.handle.net/1874/44798>

A t h e n a e u m.

---

Dritten Bandes Zweites Stück.

---

## I n h a l t.

---

- I. An die Deutschen v. F. . Seite 165 — 168
- II. Gespräch über die Poesie. (Fortz  
setzung v. F. . . . . 169 — 187
- III. Hymnen an die Nacht v. Novalis. 188 — 204
- IV. Lebensansicht v. Sophie B. . . 205 — 215
- V. Idyllen aus dem Griechischen v. W. u. F. 216 — 232
- VI. Sonette v. W. u. F. . . . . 233 — 237
- VII. Notizen.
- Kambobrs moralische Erzählungen v. D.
- Engels Philosoph für die Welt. III Th.
- v. S — r.
- Parny guerre des Dieux v. W.
- Herbers Metakritik v. B.
- Fichte Bestimmung des Menschen v. S — r.
- Soltan Uebersetzung des Don Quixote
- v. W.
- Belletristische Zeitung v. W. . . 238 — 334
- VIII. Ueber die Unverständlichkeit v. F. 335 — 552
-

## Druckfehler.

### Im ersten Stück des dritten Bandes.

- S. 11 Z. 1. verdammdend l. verkennend.  
— 118 — 17. Mattheit l. Mattheit.  
— 139 — 9 u. 24 Vasrelif l. Vasrelief.  
— 142 — 1. Vasrelif l. Vasrelief.  
— 161 — 13. Nothbedeckt l. Nothbebackt.
- 

### Im zweyten Stück des dritten Bandes.

- S. 175 Z. 18. Pedant l. Pendant.  
— 196 — 12. Des l. Des.  
— — — 20. Ohnmächtiges l. Ohnmächt'ges.  
— — — 3. v. u. Erinnerung l. Erinnerung.  
— 204 — 17. erinnern sie l. erinnern sie sich.  
— 207 — 5. v. u. möchte ich l. ich möchte.  
— 210 — 2. v. u. zeigen. l. zeugen.  
— 216 — 7. v. u. Coriamben l. Choriamben.  
— 247 — 16. Philophie l. Philosophie.  
— 256 — 12. Gedankenbegriff l. Gedanken begriff.  
— 264 — 10. superrogatorium l. supererogatorium.  
— — — 14. Satyren l. Satyrn.  
— 271 — 18. angefahrenen l. angefochtenen.  
— — — 17. altes l. alt.  
— — — 5. v. u. kräftigen l. kräftigeren.  
— 297 — 9. der l. des.  
— 304 — 1. Beltenbros l. Beltenebros.  
— 305 — 2. v. u. centento l. contento.  
— 406 — 5. v. u. sind die Worte: „freilich nicht bedeutet,  
konnte“ zu löschen.
-

---

I.

An die Deutschen.

---

Vergast auf ewig ihr der hohen Ahnen?  
Ihr uneins all', an Stumpfheit alle gleich,  
Gelehrte, Layen, Herrn und Unterthanen!  
Ach schmolz der Väter Jugendkraft so weich,  
Die ernst wie Rom so Schwerdt als Griffel führten,  
Bald welterobernd, bald von Kunstsinn bleich,  
Das Ritterthum durch Cäsars Würde zierten,  
Der neuen Dichtkunst vollsten Strom ergossen,  
Europa, als die Kirche brach, regierten?  
In Deutschland war der heilige Krieg entsprossen,  
Als Deutschland sich im Frieden ganz zerstörte,  
Da war das letzte deutsche Blut geflossen.  
Noch da gabs Stimmen, einen kaum der hörte.  
Von Fürsten Recht, bey Bürgern edle Sitte  
War Wenger Ziel, seit sich das Reich verkehrte.  
Was mögen Einzle, fehlt die große Mitte?  
In Thaten hat uns Gottes Will' umschränkt,  
Die Kraft der Kunst gewährt er sonder Bitte.  
Schon früh hat uns Gelehrsamkeit getränkt  
Mit alter Völker Mark. Zur Selstesonne  
Wird Kraft und Kunst durch stillen Bund gelenkt.

Aus süßer Poesie quillt ewige Wonne,  
Durch Religion entzündt sich lichte Güte,  
Im schönen Tempel ist Natur Madonne.  
Was Hellas schlau erfann, was Indien blühte,  
Germanischer Männer Lied wirds neu entfalten  
Wie zornig blinder Pöbel gegenwüthe.  
Ich sagte zweymal Uns. Die Worte galten  
Den Heldenkünstlern die sich selber nennen;  
Denn nimmer kann solch Feuer wie dieß erkalten.  
Die Nachwelt wird sie glorreich anerkennen.  
Wer will, sey mit im Uns. Die sind verstoßen  
Die nach dem Nichts von Gott verlassen rennen,  
An Religion und Dichtkunst sich erboßen,  
Von der Natur Mysterien nichts nicht wissen,  
Zu sich in Roth das Heilige niederstoßen.  
Solch Sündenvolk, die leicht schier von Gewissen,  
Im Herzen schlaff, von Sinnen stumpf, nicht merken,  
Daß sich der Nacht ein Weltall neu entrisßen,  
Mag ewig Gott im Todtenschlaf bestärken,  
Bis Kraft des jüngsten Tags zuletzt sie wachen,  
Oh sie zergehn samt ihren nichtigen Werken.  
Wer Feuer, Wasser, Luft, die ersten Sachen  
Aus tiefer Seele liebt, kanns nie mehr lassen —  
Schwömm auch allein auf weitem Meer sein Nachen. —  
Er muß im Mittelpunkt den Erdgeist fassen,  
Metalle, Menschen, Pflanz' und Thier begreifen,  
Wo Licht und Sonne fern, das Träge hassen.  
Was Stoff, der Formen Sinn, wie Sterne schweifen,  
Dreyein'ger Kräfte Wechselspiel: die Frucht  
Muß golden ihm am Baum der Weisheit reifen.  
Zu Gott zurückfliehn will des Lebens Flucht,  
Geweicht bleibt ewig, wer Gott einmal schaut;  
Nie füllt sein Thun die bodenlose Sucht.

Dieß, Pöbel, ist das Feuer vor dem dir graut.  
Die lang verschlossene Kraft ist aufgelodert;  
Kein Wasser kann sie still'n, sie brennt zu laut.  
In sich hat sich der Geist von sich gefodert,  
Des Wissens Tief' entsteigt neugrün die Erde;  
Der alte Schutt bleib' immerhin vermodert.  
Der Meister sinnt schon freudig von Geberde,  
Sein Haupt als Priester der Natur umkrönend,  
Und spricht zur schönen Hierarchie sein Werde.  
Vom Himmel floß dieß Zauberlicht, und tönend  
Begleitet der das Schöpferwort, deß Kraft  
Zur Mitte bringt, den alten Krieg versöhnend.  
Auch ich sprach's aus und sah, wo keiner gafft  
In jenem Licht der Bildung Weltenbau,  
Sah lebend, was zum Schein der Tod gerafft.  
Am Boden funkelt hell der Liebe Thau,  
Der Künste Saft durchströmt die Wunderpflanze  
Zum Dach wölbt Fantasie ihr liches Blau.  
Es wächst und blüht der Säulen Chor im Glanze;  
Des mystischen Tempels Sinn einst zu enthüllen,  
Weihn am Altar sich die mit mystischem Tanze,  
Aus deren Blick schon Hieroglyphen quillen,  
Und schwören alle bey den ewigen Rosen:  
(Auch mir seys höchstes Ziel, den Eid erfüllen!)  
Mit Flammen soll der Jüngling fröhlich kosen,  
Des Mannes Fuß ersteigt des Weltalls Stufen,  
Dem Stab des Meisters schweigt der Meere Tosen.  
Wohl seyd ihr taub, sonst hört ihr jetzt mein Rufen!  
Der Tempel grünt in euch; in euch noch leben  
Die Kräfte so das Alterthum erschufen.  
Dringt Jüngling' ein! Erkennt durch tapfres Streben  
Euch selbst zu Herrn und Fürsten jeder Kunst;

So wird die Kirche sichtbar sich erheben.  
Ihr habt der Liebe Muth, der Götter Gunst,  
Ihr schauet die Natur im Heiligthume;  
Entflammt die ganze Welt zu Einer Brunst!  
Eur Tempel wachse groß zu Deutschlands Ruhme.  
Der Grund ist fest, und hoch im Centrum sprießt  
In königlicher Pracht der Dichtkunst Blume.  
Europa's Geist erlosch; in Deutschland fließt  
Der Quell der neuen Zeit. Die aus ihm tranken  
Sind wahrhaft deutsch; die Heldenschaar ergießt  
Sich überall, erhebt den raschen Franken,  
Den Italiäner zur Natur, und Rom  
Wird wach und Hellas, dessen Götter sanken.  
Bleibt jung, gedenkt der Ahnen; das Fantom  
Der trägen, todten Meng' ist nur ein Splitter,  
So dämmen will der Zeiten Niesenstrom.  
Des Geistes heiligen Krieg kämpft treu wie Ritter.

---



II.

Gespräch über die Poesie.

---

(Fortsetzung.)

Nachdem Antonio diese Epistel vorgelesen hatte, fing Camilla an die Güte und Nachsicht der Frauen zu rühmen: daß Amalia ein solches Maaß von Belehrung anzunehmen nicht für zu gering geachtet; und überhaupt wären sie ein Muster von Bescheidenheit, indem sie bey dem Ernst der Männer immer geduldig, und, was noch mehr sagen wolle, ernsthaft blieben, ja sogar einen gewissen Glauben an ihr Kunstwesen hätten. — Wenn Sie unter der Bescheidenheit diesen Glauben verstehn, setzte Lothario hinzu, diese Voraussetzung einer Vortrefflichkeit, die wir noch nicht selbst besitzen, deren Daseyn und Würde wir aber zu vermuthen anfangen: so dürfte sie wohl die sicherste Grundlage aller edlen Bildung für vorzügliche Frauen seyn. — Camilla fragte, ob es für die Männer etwa der Stolz und die Selbstzufriedenheit sey; indem sich jeder meistens um so mehr für einzig hielte, je un-

fähiger er sey zu verstehen, was der andre wolle. — Antonio unterbrach sie mit der Bemerkung, er hoffe zum Besten der Menschheit, jener Glaube sey nicht so nothwendig als Lothario meyne; denn er sey wohl sehr selten. Meistens halten die Frauen, sagte er, so viel ich habe bemerken können, die Kunst, das Alterthum, die Philosophie und dergleichen für ungegründete Traditionen, für Vorurtheile, die sich die Männer unter einander weiß machen, um sich die Zeit zu vertreiben.

Marcus kündigte einige Bemerkungen über Goethe an, „Also schon wieder Charakteristik eines lebenden Dichters?“ fragte Antonio. Sie werden die Antwort auf Ihren Tadel in dem Aufsatze selbst finden, erwiderte Marcus, und fing an zu lesen.

#### Versuch über den verschiedenen Styl in Goethe's früheren und späteren Werken.

Goethe's Universalität ist mir oft von neuem einleuchtend geworden, wenn ich die mannichfaltige Art bemerkte, wie seine Werke auf Dichter und Freunde der Dichtkunst wirken. Der eine strebt dem Idealischen der Iphigenia oder des Tasso nach, der andre macht sich die leichte und doch einzige Manier der kunstlosen Lieder und reizenden Dramolets zu eigen; dieser ergötzt sich an der schönen und naiven Form des Hermann, jener wird ganz entzündet von der Begeisterung des Faust. Mir selbst bleibt der Meister der faßlichste

Inbegriff, um den ganzen Umfang seiner Vielseitigkeit, wie in einem Mittelpunkte vereinigt, einigermaßen zu überschauen.

Der Dichter mag seinem eigenthümlichen Geschmacke folgen, und selbst für den Liebhaber kann das eine Zeitlang hingehn: der Kenner aber, und wer zur Erkenntniß gelangen will, muß das Bestreben fühlen, den Dichter selbst zu verstehen, d. h. die Geschichte seines Geistes, so weit dieß möglich ist, zu ergründen. Es kann dieses freylich nur ein Versuch bleiben, weil in der Kunstgeschichte nur eine Masse die andre mehr erklärt und aufhellt. Es ist nicht möglich, einen Theil für sich zu verstehen; d. h. es ist unverständlich, ihn nur im Einzelnen betrachten zu wollen. Das Ganze aber ist noch nicht abgeschlossen; und also bleibt alle Kenntniß dieser Art nur Annäherung und Stückwerk. Aber ganz aufgeben dürfen und können wir das Bestreben nach ihr dennoch nicht, wenn diese Annäherung, dieses Stückwerk ein wesentlicher Bestandtheil zur Ausbildung des Künstlers ist.

Es muß diese nothwendige Unvollständigkeit um so mehr eintreten bey der Betrachtung eines Dichters, dessen Laufbahn noch nicht geendigt ist. Doch ist das keineswegs ein Grund gegen das ganze Unternehmen. Wir sollen auch den mitlebenden Künstler als Künstler zu verstehen streben, und dieß kann nur auf jene Weise geschehn; und wenn wir es wollen, so müssen wir ihn eben so beurtheilen, als ob er ein Alter wäre; ja er muß es für uns im Augenblick der Beurtheilung gewissermaßen werden. Unwürdig aber wäre es, den

Ertrag unsers redlichen Forschens etwa deswegen nicht mittheilen zu wollen, weil wir wissen, daß der Unverstand des Pöbels diese Mittheilung nach seiner alten Art auf mannichfache Weise mißdeuten wird. Wir sollen vielmehr voraussetzen, daß es mehre Einzelne giebt, die mit dem gleichen Ernst wie wir nach gründlicher Erkenntniß dessen streben, von dem sie wissen, daß es das rechte sey.

Ihr werdet nicht leicht einen andern Autor finden, dessen früheste und spätere Werke so auffallend verschieden wären, wie es hier der Fall ist. Es ist der ganze Ungestüm der jugendlichen Begeisterung und die Reife der vollendeten Ausbildung im schärfsten Gegensatz. Diese Verschiedenheit zeigt sich aber nicht bloß in den Ansichten und Gefinnungen, sondern auch in der Art der Darstellung und in den Formen, und hat durch diesen künstlerischen Charakter eine Aehnlichkeit theils mit dem was man in der Malerey unter den verschiedenen Manieren eines Meisters versteht, theils mit dem Stufengang der durch Umbildungen und Verwandlungen fortschreitenden Entwicklung, welchen wir in der Geschichte der alten Kunst und Poesie wahrnehmen.

Wer mit den Werken des Dichters einigermaßen vertraut ist, und sie mit Aufmerksamkeit auf jene beyden auffallenden Extreme überdenkt, wird leicht noch eine mittlere Periode zwischen jenen beyden bemerken können. Statt diese drey Epochen im allgemeinen zu charakterisiren, welches doch nur ein unbestimmtes Bild geben würde, will ich lieber die Werke nennen,

die mir nach reiflichem Ueberlegen diejenigen zu seyn scheinen, deren jedes den Charakter seiner Periode am besten repräsentirt.

Für die erste Periode nenne ich den Götz von Berlichingen; Tasso ist es für die zweyte und für die dritte Herrmann und Dorothea. Alles dreyes Werke im vollsten Sinne des Worts, mehr und mit einem höhern Maaß von Objektivität, als viele andre aus derselben Epoche.

Ich werde sie mit Rücksicht auf den verschiedenen Styl des Künstlers kurz durchgehn, und einige Erläuterungen aus den übrigen Werken für denselben Zweck hinzufügen.

Im Werther verkündigt die reine Absonderung von allem Zufälligen in der Darstellung, die gerade und sicher auf ihr Ziel und auf das Wesentliche geht, den künftigen Künstler. Er hat bewundernswürdige Details; aber das Ganze scheint mir tief unter der Kraft, mit der im Götz die wackern Ritter der altdeutschen Zeit uns vor Augen gerückt, und mit der auch die Formlosigkeit, die denn doch zum Theil eben dadurch wieder Form wird, bis zum Uebermuth durchgesetzt ist. Dadurch bekommt selbst das Manierirte in der Darstellung einen gewissen Reiz, und das Ganze ist ungleich weniger veraltet als der Werther. Doch eines ist ewig jung auch in diesem, und ragt einzeln aus seiner Umgebung hervor. Dieses ist die große Ansicht der Natur, nicht bloß in den ruhigen sondern in den leidenschaftlichen Stellen. Es sind Andeutungen auf den Faust, und es hätte möglich seyn müssen,

aus diesen Ergießungen des Dichters den Ernst des Naturforschers vorauszusagen.

Es war nicht meine Absicht, alle Produkte des Dichters zu classificiren, sondern nur die bedeutendsten Momente im Stufengange seiner Kunst anzugeben. Ich überlasse es daher Eurem eignen Urtheil, ob Ihr etwa den Faust wegen der altdeutschen Form, welche der naiven Kraft und dem nachdrücklichen Witz einer männlichen Poesie so günstig ist, wegen des Hanges zum Tragischen, und wegen andrer Spuren und Verwandtschaften zu jener ersten Manier zählen wollt. Gewiß aber ist es, daß dieses große Bruchstück nicht bloß wie die benannten drey Werke den Charakter einer Stufe repräsentirt, sondern den ganzen Geist des Dichters offenbart, wie seitdem nicht wieder; außer auf andre Weise im Meister, dessen Gegensatz in dieser Hinsicht der Faust ist, von dem hier nichts weiter gesagt werden kann, als daß er zu dem Größten gehört, was die Kraft des Menschen je gedichtet hat.

Am Clavigo und andern minder wichtigen Produkten der ersten Manier ist mir das am merkwürdigsten, daß der Dichter so früh schon einem bestimmten Zwecke, einem einmal gewählten Gegenstande zu gefallen, sich genau und eng zu beschränken wußte.

Die Iphigenia möchte ich mir als Uebergang von der ersten Manier zur zweyten denken.

Das Charakterische im Tasso ist der Geist der Reflexion und der Harmonie; nämlich daß alles auf ein Ideal von harmonischem Leben und harmonischer Bildung bezogen und selbst die Disharmonie in har-

monischem Ton gehalten wird. Die tiefe Weichlichkeit einer durchaus musikalischen Natur ist noch nie im Modernen mit dieser innreichen Gründlichkeit dargestellt. Alles ist hier Antithese und Musik, und das zarteste Lächeln der feinsten Geselligkeit schwebt über dem stillen Gemälde, das sich am Anfange und Ende in seiner eignen Schönheit zu spiegeln scheint. Es mußten und sollten Unarten eines verzärtelten Virtuosen zum Vorschein kommen: aber sie zeigen sich im schönsten Blumenschmuck der Poesie beynah liebenswürdig. Das Ganze schwebt in der Atmosphäre künstlicher Verhältnisse und Misverhältnisse vornehmer Stände, und das Räthselhafte der Auflösung ist nur auf den Standpunkt berechnet, wo Verstand und Willkühr allein herrschen, und das Gefühl beinahe schweigt. In allen diesen Eigenschaften finde ich den Egmont jenem Werk ähnlich oder auf eine so symmetrische Art unähnlich, daß er auch dadurch ein Pedant desselben wird. Auch Egmonts Geist list ein Spiegel des Weltalls; die andern nur ein Widerschein dieses Lichts. Auch hier unterliegt eine schöne Natur der ewigen Macht des Verstandes. Nur ist der Verstand im Egmont mehr ins Gehäßige nūancirt, der Egoismus des Helden hingegen ist weit edler und liebenswürdiger als der des Tasso. Das Misverhältniß liegt schon ursprünglich in diesem selbst, in seiner Empfindungsweise; die andern sind mit sich selbst Eins und werden nur durch den Fremdling aus höhern Sphären gestört. Im Egmont hingegen wird alles, was Mislaut ist, in die Nebenpersonen gelegt.

Clärchens Schicksal zerreißt uns, und von Brakenburgs Jammer — dem matten Nachhall einer Dissonanz — möchte man sich beynah wegwenden. Er vergeht wenigstens, Clärchen lebt im Egmont, die andern repräsentiren nur. Egmont allein lebt ein höheres Leben in sich selbst, und in seiner Seele ist alles harmonisch. Selbst der Schmerz verschmilzt in Musik, und die tragische Katastrophe giebt einen milden Eindruck.

Aus den leichtesten, frischesten Blumengestalten hervor athmet derselbe schöne Geist jener beyden Stücke in Claudine von Willabella. Durch die merkwürdigste Umbildung ist darin der sinnliche Reiz des Erugantino, in dem der Dichter schon früh das romantische Leben eines lustigen Bagabunden mit Liebe dargestellt hatte, in die geistigste Anmuth verklärt, und aus der größeren Atmosphäre in den reinsten Aether emporgehoben.

In diese Epoche fallen die meisten der Skizzen und Studien für die Bühne. Eine lehrreiche Folge von dramaturgischen Experimenten, wo die Methode und die Maxime des künstlerischen Verfahrens oft wichtiger ist, als das einzelne Resultat. Auch der Egmont ist nach des Dichters Ideen von Shakespeares Römischen Stücken gebildet. Und selbst beim Tasso konnte er vielleicht zuerst an das einzige deutsche Drama gedacht haben, welches durchaus ein Werk des Verstandes ist (obgleich eben nicht des dramatischen), an Lessings Nathan. Es wäre dieß nicht wunderbarer als daß der Meister, an dem alle Künstler



ewig zu studiren haben werden, in gewissem Sinne, der materiellen Entstehung nach ein Studium nach Romanen ist, die wohl vor einer strengen Prüfung weder einzeln als Werke, noch zusammen als eine Gattung gelten dürften.

Dies ist der Charakter der wahren Nachbildung, ohne die ein Werk kaum ein Kunstwerk seyn kann! Das Vorbild ist dem Künstler nur Reiz und Mittel, den Gedanken von dem was er bilden will, individueller zu gestalten. So wie Göthe dichtet, das heißt nach Ideen dichten; in demselben Sinne, wie Plato fodert, daß man nach Ideen leben soll.

Auch der Triumph der Empfindsamkeit geht sehr weit ab vom Gozzi, und in Rücksicht der Ironie weit über ihn hinaus.

Wohin Ihr Meisters Lehrjahre stellen wollt, überlasse ich Euch. Bey der künstlichen Geselligkeit, bey der Ausbildung des Verstandes, die in der zweyten Manier den Ton angiebt, fehlt es nicht an Reminiscenzen aus der ersten, und im Hintergrunde regt sich überall der classische Geist, der die dritte Periode charakterisirt.

Dieser classische Geist liegt nicht bloß im Aeußerslichen: denn wo ich nicht irre, so ist sogar im Reineke Fuchs das Eigenthümliche des Tons, was der Künstler an das Alte angebildet hat, von derselben Tendenz wie die Form.

Metrum, Sprache, Form, Aehnlichkeit der Wendungen und Gleichheit der Ansichten, ferner das meistens südliche Colorit und Costüm, der ruhige weiche

Ton, der antike Styl, die Ironie der Reflexion, bilden die Elegien, Epigramme, Episteln, Idyllen zu einem Kreise, gleichsam zu einer Familie von Gedichten. Man würde wohl thun, sie als ein Ganzes und in gewissem Sinne wie ein Werk zu nehmen und zu betrachten.

Vieles von dem Zauber und Reiz dieser Gedichte liegt in der schönen Individualität, die sich darin äußert und zur Mittheilung gleichsam gehn läßt. Sie wird durch die classische Form nur noch pikanter.

In den Erzeugnissen der ersten Manier ist das Subjektive und das Objektive durchaus vermischt. In den Werken der zweyten Epoche ist die Ausführung im höchsten Grade objektiv. Aber das eigentlich Interessante derselben, der Geist der Harmonie und der Reflexion verräth seine Beziehung auf eine bestimmte Individualität. In der dritten Epoche ist beydes rein geschieden, und Herrmann und Dorothea durchaus objektiv. Durch das Wahre, Innige könnte es eine Rückkehr zur geistigen Jugend scheinen, eine Wiedervereinigung der letzten Stufe mit der Kraft und Wärme der ersten. Aber die Natürlichkeit ist hier nicht selbst eine natürliche Ergießung, sondern absichtliche Popularität für die Wirkung nach Außen. In diesem Gedicht finde ich ganz die idealische Haltung, die andre nur in der Iphigenia suchen.

Es konnte nicht meine Absicht seyn, in einem Schema seines Stufenganges alle Werke des Künstlers zu ordnen. Um dieß durch ein Beispiel anschaulicher zu machen, erwähne ich nur, daß Prometheus

z. B. und die Zueignung mir würdig scheinen, neben den größten Werken desselben Meisters zu stehn. In den vermischten Gedichten überhaupt liebt jeder leicht das Interessante. Aber für die würdigen Gesinnungen die hier ausgesprochen sind, lassen sich kaum glücklichere Formen wünschen, und der wahre Kenner müßte im Stande seyn, allein aus einem solchen Stück die Höhe auf der alle stehn, zu errathen.

Nur vom Meister muß ich noch einige Worte sagen. Drey Eigenschaften scheinen mir daran die wunderbarsten und die größten. Erstlich, daß die Individualität, welche darin erscheint, in verschiedne Strahlen gebrochen, unter mehrere Personen vertheilt ist. Dann der antike Geist, den man bey näherer Bekanntschaft unter der modernen Hülle überall wiedererkennt. Diese große Combination eröffnet eine ganz neue endlose Aussicht auf das, was die höchste Aufgabe aller Dichtkunst zu seyn scheint, die Harmonie des Classischen und des Romantischen. Das dritte ist, daß das eine untheilbare Werk in gewissem Sinn doch zugleich ein zwiefaches, doppeltes ist. Ich drücke vielleicht, was ich meyne, am deutlichsten aus, wenn ich sage: das Werk ist zweymal gemacht, in zwey schöpferischen Momenten, aus zwey Ideen. Die erste war bloß die eines Künstlerromans; nun aber ward das Werk, überrascht von der Tendenz seiner Gattung, plötzlich viel größer als seine erste Absicht, und es kam die Bildungslehre der Lebenskunst hinzu, und ward der Genius des Ganzen. Eine eben so auffallende Duplicität ist sichtbar in den beyden künstlichsten und

verstandvollsten Kunstwerken im ganzen Gebiet der romantischen Kunst, im Hamlet und im Don Quixote. Aber Cervantes und Shakspeare hatten Jeder ihren Gipfel, von dem sie zuletzt in der That ein wenig sanken. Dadurch zwar, daß jedes ihrer Werke ein neues Individuum ist, eine Gattung für sich bildet, sind sie die einzigen, mit denen Goethe's Universalität eine Vergleichung zuläßt. Die Art, wie Shakspeare den Stoff umbildet, ist dem Verfahren nicht unähnlich, wie Goethe das Ideal einer Form behandelt. Cervantes nahm auch individuelle Formen zum Vorbilde. Nur ist Goethe's Kunst durchaus progressiv, und wenn auch sonst ihr Zeitalter jenen günstiger, und es ihrer Größe nicht nachtheilig war, daß sie von niemanden erkannt, allein blieb: so ist doch das jetztge wenigstens in dieser Hinsicht nicht ohne Mittel und Grundlagen.

Goethe hat sich in seiner langen Laufbahn von solchen Ergießungen des ersten Feuers, wie sie in einer theils noch rohen theils schon verbildeten Zeit, überall von Prosa und von falschen Tendenzen umgeben, nur immer möglich waren, zu einer Höhe der Kunst herausgearbeitet, welche zum erstenmal die ganze Poesie der Alten und der Modernen umfaßt, und den Keim eines ewigen Fortschreitens enthält.

Der Geist, der jetzt rege ist, muß auch diese Richtung nehmen, und so wird es, dürfen wir hoffen, nicht an Naturen fehlen, die fähig seyn werden zu dichten, nach Ideen zu dichten. Wenn sie nach Goethe's Vorbilde in Versuchen und Werken jeder Art unermüdet  
nach

nach dem Bessern trachten; wenn sie sich die universelle Tendenz, die progressiven Maximen dieses Künstlers zu eigen machen, die noch der mannigfaltigsten Anwendung fähig sind; wenn sie wie er das Sichre des Verstandes dem Schimmer des Geistreichen vorziehen: so wird jener Keim nicht verloren gehn, so wird Goethe nicht das Schicksal des Cervantes und des Shakspeare haben können; sondern der Stifter und das Haupt einer neuen Poesie seyn, für uns und die Nachwelt, was Dante auf andre Weise im Mittelalter.

---

Andrea. Es freut mich, daß in dem mitgetheilten Versuch endlich das zur Sprache gekommen ist, was mir gerade die höchste aller Fragen über die Kunst der Poesie zu seyn scheint. Nämlich die von der Vereinigung des Antiken und des Modernen; unter welchen Bedingungen sie möglich, in wie fern sie rathsam sey. Laßt uns versuchen, diesem Problem auf den Grund zu kommen!

Ludoviko. Ich würde gegen die Einschränkungen protestiren, und für die unbedingte Vereinigung stimmen. Der Geist der Poesie ist nur einer und überall derselbe.

Lothario. Allerdings der Geist! Ich möchte hier die Eintheilung in Geist und Buchstaben anwenden. Was Sie in Ihrer Rede über die Mythologie dargestellt oder doch angedeutet haben, ist, wenn Sie

wollen, der Geist der Poesie. Und Sie werden gewiß nichts dagegen haben können, wenn ich Metrum und dergleichen ja sogar Charaktere, Handlung, und was dem anhängt, nur für den Buchstaben halte. Im Geist mag Ihre unbedingte Verbindung des Antiken und Modernen Statt finden; und nur auf eine solche machte unser Freund uns aufmerksam. Nicht so im Buchstaben der Poesie. Der alte Rhythmus z. B. und die gereimten Sylbenmaasse bleiben ewig entgegengesetzt. Ein drittes Mittleres zwischen beyden giebt's nicht.

Andrea. So habe ich oft wahrgenommen, daß die Behandlung der Charaktere und Leidenschaften bey den Alten und den Modernen schlechtthin verschieden ist. Bey jenen sind sie idealisch gedacht, und plastisch ausgeführt. Bey diesen ist der Charakter entweder wirklich historisch, oder doch so construiert als ob er es wäre; die Ausführung hingegen mehr pittoresk und nach Art des Porträts.

Antonio. So müßt Ihr die Diction, die doch eigentlich wohl das Centrum alles Buchstabens seyn sollte, wunderbarlich genug zum Geist der Poesie rechnen. Denn obwohl auch hier in den Extremen jener allgemeine Dualismus sich offenbart, und im Ganzen der Charakter der alten sinnlichen Sprache und unsrer abstracten entschieden entgegengesetzt ist: so finden sich doch gar viele Uebergänge aus einem Gebiete in das andre; und ich sehe nicht ein, warum es deren nicht weit mehr geben könnte, wenn gleich keine völlige Vereinigung möglich wäre.

Ludoviko. Und ich sehe nicht ein, warum wir uns nur an das Wort, nur an den Buchstaben des Buchstabens halten, und ihm zu gefallen nicht anerkennen sollten, daß die Sprache dem Geist der Poesie näher steht, als andre Mittel derselben. Die Sprache, die, ursprünglich gedacht, identisch mit der Allegorie ist, das erste unmittelbare Werkzeug der Magie.

Lothario. Man wird beyhm Dante, bey Shakespeare und andern Großen Stellen, Ausdrücke finden, die an sich betrachtet schon das ganze Gepräge der höchsten Einzigkeit an sich tragen; sie sind dem Geist des Urhebers näher als andre Organe der Poesie es seyn können.

Antonio. Ich habe nur das an dem Versuch über Goethe auszusagen, daß die Urtheile darin etwas zu imperatorisch ausgedrückt sind. Es könnte doch seyn, daß noch Leute hinter dem Berge wohnten, die von einem und dem andern eine durchaus andre Ansicht hätten.

Marcus. Ich bekenne es gern, daß ich nur gesagt habe, wie es mir vorkommt. Nämlich wie es mir vorkommt, nachdem ich auß redlichste geforscht habe, mit Hinsicht auf jene Maximen der Kunst und der Bildung, über die wir im Ganzen einig sind.

Antonio. Diese Einigkeit mag wohl nur sehr relativ seyn.

Marcus. Es sey damit wie es sey. Ein wahres Kunsturtheil, werden Sie mir eingestehen, eine

ausgebildete, durchaus fertige Ansicht eines Werks ist immer ein kritisches Factum, wenn ich so sagen darf. Aber auch nur ein Factum, und eben darum ist leere Arbeit, es motiviren zu wollen, es müßte denn das Motiv selbst ein neues Factum oder eine nähere Bestimmung des ersten enthalten. Oder auch für die Wirkung nach Außen, wo eben nichts übrig bleibt, als zu zeigen, daß wir die Wissenschaft besitzen, ohne welche das Kunsturtheil nicht möglich wäre, die es aber so wenig schon selbst ist, daß wir sie nur gar zu oft mit dem absoluten Gegentheil aller Kunst und alles Urtheils aufs vortrefflichste zusammen bestehn sehn. Unter Freunden bleibt die Probezeigung der Geschicklichkeit besser weg, und es kann doch am Ende in jeder auch noch so künstlich zubereiteten Mittheilung eines Kunsturtheils kein anderer Anspruch liegen, als die Einladung, daß jeder seinen eignen Eindruck eben so rein zu fassen und streng zu bestimmen suche, und dann den mitgetheilten der Mühe werth achte, darüber zu reflectiren, ob er damit übereinstimmen könne, um ihn in diesem Falle frey und bereitwillig anzuerkennen.

Antonio. Und wenn wir nun nicht übereinstimmen, so heißt es am Ende: Ich liebe das Süße. Nein, sagt der andre, ganz im Gegentheil, mir schmeckt das Bittere besser.

Lothario. Es darf über manches Einzelne so heißen und dennoch bleibt ein Wissen in Dingen der Kunst sehr möglich. Und ich denke, wenn jene histo-



rische Ansicht vollendeter ausgeführt würde, und wenn es gelänge, die Principien der Poesie auf dem Wege, den unser philosophischer Freund versucht hat, aufzustellen: so würde die Dichtkunst ein Fundament haben, dem es weder an Festigkeit noch an Umfang fehlte.

Marcus. Vergessen Sie nicht das Vorbild, welches so wesentlich ist, uns in der Gegenwart zu orientiren, und uns zugleich beständig erinnert uns zur Vergangenheit zu erheben, und der bessern Zukunft entgegen zu arbeiten. Laßt wenigstens uns an jener Grundlage halten und dem Vorbilde treu bleiben.

Lothario. Ein würdiger Entschluß, gegen den sich nichts einwenden läßt. Und gewiß werden wir auf diesem Wege immer mehr lernen, uns über das Wesentliche einander zu verstehn.

Antonio. Wir dürfen also nun nichts mehr wünschen, als daß wir Ideen zu Gedichten in uns finden mögen, und dann das gerühmte Vermögen, nach Ideen zu dichten.

Ludoviko. Halten Sie es etwa für unmöglich, zukünftige Gedichte a priori zu construiren?

Antonio. Geben Sie mir Ideen zu Gedichten, und ich getraue mir, Ihnen jenes Vermögen zu geben.

Lothario. Sie mögen in Ihrem Sinne Recht haben, das für unmöglich zu halten, was Sie meinen. — Doch weiß ich selbst aus eigener Erfahrung das Gegentheil. Ich darf sagen, daß einigemal der

Erfolg meinen Erwartungen von einem bestimmten Gedicht entsprochen hat, was auf diesem oder jenem Felde der Kunst nun eben zunächst nothwendig oder doch möglich seyn möchte.

Andrea. Wenn Sie dieses Talent besitzen, so werden Sie mir also auch sagen können, ob wir hoffen dürfen, jemals wieder antike Tragödien zu bekommen.

Lothario. Es ist mir im Scherz und auch im Ernst willkommen, daß Sie diese Aufforderung an mich richten, damit ich doch nicht bloß über die Meynung der andern meyne, sondern wenigstens Eins aus eigener Ansicht zum Gastmahl beytrage. — Wenn erst die Mysterien und die Mythologie durch den Geist der Physik verjüngt seyn werden, so kann es möglich seyn, Tragödien zu dichten, in denen alles antik, und die dennoch gewiß wären durch die Bedeutung den Sinn des Zeitalters zu fesseln. Es wäre dabey ein größerer Umfang und eine größere Mannichfaltigkeit der äußern Formen erlaubt ja sogar rathsam, ungefahr so wie sie in manchen Nebenarten und Abarten der alten Tragödie wirklich Statt gefunden hat.

Marcus. Trimeter lassen sich in unsrer Sprache so vortrefflich bilden wie Hexameter. Aber die chorischen Sylbenmaße sind, fürchte ich, eine unauf löbliche Schwierigkeit.

Camilla. Warum sollte der Inhalt durchaus mythologisch und nicht auch historisch seyn?

Lothario. Weil wir bey einem historischen Sūjet nun einmal die moderne Behandlungsart der Charaktere verlangen, welche dem Geist des Alterthums schlechthin widerspricht. Der Künstler würde da auf eine oder die andre Art gegen die antike Tragödie oder gegen die romantische den Kürzern ziehen müssen.

Camilla. So hoffe ich, daß Sie die Niobe zu den mythologischen Sūjets rechnen werden.

Marcus. Ich möchte noch lieber um einen Prometheus bitten.

Antonio. Und ich würde unmaßgeblich die alte Fabel vom Apollo und Marsyas vorschlagen. Sie scheint mir sehr an der Zeit zu seyn. Oder eigentlicher zu reden ist sie wohl immer an der Zeit in jeder wohl verfaßten Litteratur.

---

III.

Hymnen an die Nacht.

---

I.

Welcher Lebendige, Sinnbegabte, liebt nicht vor allen Wundererscheinungen des verbreiteten Raums um ihn, das allerfreulichste Licht — mit seinen Farben, seinen Stralen und Bogen; seiner milden Allgegenwart, als weckender Tag. Wie des Lebens innerste Seele athmet es der rastlosen Gestirne Niesenwelt, und schwimmt tanzend in seiner blauen Flut — athmet es der funkelnde, ewigruhende Stein, die sinnige, saugende Pflanze, und das wilde, brennende, vielgestaltete Thier — vor allen aber der herrliche Fremdling mit den sinnvollen Augen, dem schwebenden Gange, und den zartgeschlossenen, tonreichen Lippen. Wie ein König der irdischen Natur ruft es jede Kraft zu zahllosen Verwandlungen, knüpft und löst unendliche Bündnisse, hängt sein himmlisches Bild jedem irdischen Wesen um. — Seine Gegenwart allein offenbart die Wunderherrlichkeit der Reiche der Welt.

Abwärts wend ich mich zu der heiligen, unaussprechlichen, geheimnißvollen Nacht. Fernab liegt die Welt — in eine tiefe Gruft versenkt — wüst und einsam ist ihre Stelle. In den Saiten der Brust weht tiefe Wehmuth. In Thautropfen will ich hinunter sinken und mit der Asche mich vermischen. — Fernen der Erinnerung, Wünsche der Jugend, der Kindheit Träume, des ganzen langen Lebens kurze Freuden und vergebliche Hoffnungen kommen in grauen Kleidern, wie Abendnebel nach der Sonne Untergang. In andern Räumen schlug die lustigen Gezelte das Licht auf. Sollte es nie zu seinen Kindern wiederkommen, die mit der Unschuld Glauben seiner harren?

Was quillt auf einmal so ahnungsvoll unterm Herzen, und verschluckt der Wehmuth weiche Luft? Hast auch du ein Gefallen an uns, dunkle Nacht? Was hältst du unter deinem Mantel, das mir unsichtbar kräftig an die Seele geht? Köstlicher Balsam träuft aus deiner Hand, aus dem Bündel Mohn. Die schweren Flügel des Gemüths hebst du empor. Dunkel und unaussprechlich fühlen wir uns bewegt — ein ernstes Antlitz seh ich froh erschrocken, das sanft und andachtsvoll sich zu mir neigt, und unter unendlich verschlungenen Locken der Mutter liebe Jugend zeigt. Wie arm und kindisch dünkt mir das Licht nun — wie erfreulich und gesegnet des Tages Abschied — Also nur darum, weil die Nacht dir abwendig macht die Dienenden, säetest du in des Raumes Weiten die leuchtenden Kugeln, zu verkünden deine Allmacht — deine Wiederkehr — in den Zeiten deiner Entfer-

nung. Himmlischer, als jene bligenden Sterne, blicken uns die unendlichen Augen, die die Nacht in uns geöffnet. Weiter sehn sie, als die blässesten jener zahllosen Heere — unbedürftig des Lichts durchschaun sie die Tiefen eines liebenden Gemüths — was einen höhern Raum mit unsäglicher Wollust füllt. Preis der Weltkönigin, der hohen Verkündigerinn heiliger Welten, der Pflegerinn seliger Liebe — sie sendet mir dich — zarte Geliebte — liebliche Sonne der Nacht, — nun wach ich — denn ich bin Dein und Meint — du hast die Nacht mir zum Leben verkündet — mich zum Menschen gemacht — zehre mit Geisterglut meinen Leib, daß ich lustig mit dir inniger mich mische und dann ewig die Brautnacht währet.

2.

Muß immer der Morgen wiederkommen? Endet nie des Irdischen Gewalt? unselige Geschäftigkeit verzehret den himmlischen Anflug der Nacht. Wird nie der Liebe geheimes Opfer ewig brennen? Zugemessen ward dem Lichte seine Zeit; aber zeitlos und raumlos ist der Nacht Herrschaft. — Ewig ist die Dauer des Schlafes. Heiliger Schlaf — beglücke zu selten nicht der Nacht Geweihte in diesem irdischen Tagewerk. Nur die Thoren verkennen dich und wissen von keinem Schlafe, als den Schatten, den du in jener Dämmerung der wahrhaften Nacht mitleidig auf uns wirfst. Sie fühlen dich nicht in der goldnen Flut der Trauben — in des Mandelbaums Wunderöl, und dem braunen Saft des Mohns. Sie wissen

nicht, daß du es bist der des zarten Mädchens Busen umschwebt und zum Himmel den Schoos macht — ahnden nicht, daß aus alten Geschichten du himmelsöffnend entgengtrittst und den Schlüssel trägst zu den Wohnungen der Seligen, unendlicher Geheimnisse schweigender Vöte.

3.

Einst da ich bittere Thränen vergoß, da in Schmerz aufgelöst meine Hoffnung zerrann, und ich einsam stand am dürren Hügel, der in engen, dunkeln Raum die Gestalt meines Lebens barg — einsam, wie noch kein Einsamer war, von unsäglicher Angst getrieben — kraftlos, nur ein Gedanken des Elends noch. — Wie ich da nach Hülfe umherschaute, vorwärts nicht konnte und rückwärts nicht, und am fliehenden, verlöschten Leben mit unendlicher Sehnsucht hing: — da kam aus blauen Fernen — von den Höhen meiner alten Seligkeit ein Dämmerungschauer — und mit einemmale riß das Band der Geburt — des Lichtes Fessel. Hin floh die irdische Herrlichkeit und meine Trauer mit ihr — zusammen floß die Wehmuth in eine neue, unergründliche Welt — du Nachtbegeisterung, Schlummer des Himmels kamst über mich — die Gegend hob sich sacht empor; über der Gegend schwebte mein entbundner, neugeborner Geist. Zur Staubwolke wurde der Hügel — durch die Wolke sah ich die verklärten Züge der Geliebten. In ihren Augen ruhte die Ewigkeit — ich faste ihre Hände, und die Thränen wurden ein funkelndes, unzerreißliches Band. Jahrtausende

zogen abwärts in die Ferne, wie Ungewitter. An Ihrem Halse weint ich dem neuen Leben entzückende Thränen. — Es war der erste, einzige Traum — und erst seitdem fühl ich ewigen, unwandelbaren Glauben an den Himmel der Nacht und sein Licht, die Geliebte.

4.

Nun weiß ich, wenn der letzte Morgen seyn wird — wenn das Licht nicht mehr die Nacht und die Liebe scheucht — wenn der Schlummer ewig und nur Ein unerschöpflicher Traum seyn wird. Himmlische Müdigkeit fühl ich in mir. — Weit und ermäbend ward mir die Wallfahrt zum heiligen Grabe, drückend das Kreuz. Die krySTALLENE Woge, die gemeinen Sinnen unvernünftig, in des Hügel's dunkeln Schooß quillt, an dessen Fuß die irdische Flut bricht, wer sie gekostet, wer oben stand auf dem Grenzgebürge der Welt, und hinübersah in das neue Land, in der Nacht Wohnsitz — wahrlich der kehrt nicht in das Treiben der Welt zurück, in das Land, wo das Licht in ewiger Unruh hauset.

Oben baut er sich Hütten, Hütten des Friedens, sehnt sich und liebt, schaut hinüber, bis die willkommenste aller Stunden hinunter ihn in den Brunnen der Quelle zieht — das Irdische schwimmt oben auf, wird von Stürmen zurückgeführt, aber was heilig durch der Liebe Berührung ward, rinnt aufgelöst in verborgenen Gängen auf das jenseitige Gebiet, wo es, wie Düste, sich mit entschlummerten Lieben mischt.



Noch weckst du, muntres Licht den Müden zur Arbeit — flößest fröhliches Leben mir ein — aber du lockst mich von der Erinnerung moosigen Denkmal nicht. Gern will ich die fleißigen Hände rühren, überall umschaun, wo du mich brauchst — rühmen deines Glanzes volle Pracht — unverdroßen verfolgen deines künstlichen Werks schönen Zusammenhang — gern betrachten deiner gewaltigen, leuchtenden Uhr sinnvollen Gang — ergründen der Kräfte Ebenmaß und die Regeln des Wunderspiels unzähliger Räume und ihrer Zeiten. Aber getrenn der Nacht bleibt mein geheimes Herz, und der schaffenden Liebe, ihrer Tochter. Kannst du mir zeigen ein ewig treues Herz? hat deine Sonne freundliche Augen, die mich erkennen? fassen deine Sterne meine verlangende Hand? Geben mir wieder den zärtlichen Druck und das kosende Wort? Hast du mit Farben und leichtem Umriß Sie geziert — oder war Sie es, die deinem Schmuck höhere, liebere Bedeutung gab? Welche Wollust, welchen Genuß bietet dein Leben, die aufwogen des Todes Entzückungen? Trägt nicht alles, was uns begeistert, die Farbe der Nacht? Sie trägt dich mütterlich und ihr verdankst du all deine Herrlichkeit. Du verstoffst in dir selbst — in endlosen Raum zergingst du, wenn sie dich nicht hielte, dich nicht bände, daß du warm würdest und flammend die Welt zeugtest. Warlich ich war, eh du warst — die Mutter schickte mit meinen Geschwistern mich, zu bewohnen deine Welt, sie zu heiligen mit Liebe, daß sie ein ewig angeschautes Denkmal werde — zu bepflanzen sie mit unverwelklichen Blumen. Noch

reiffen sie nicht diese göttlichen Gedanken — Noch sind der Spuren unserer Offenbarung wenig — Einst zeigt deine Uhr das Ende der Zeit, wenn du wirst wie unser einer, und voll Sehnsucht und Inbrunst auslöschest und stirbst. In mir fühl ich deiner Geschäftigkeit Ende — himmlische Freyheit, selige Rückkehr. In wilden Schmerzen erkenn ich deine Entfernung von unsrer Heymath, deinen Widerstand gegen den alten, herrlichen Himmel. Deine Wuth und dein Toben ist vergebens. Unverbrennlich steht das Kreuz — eine Siegesfahne unsers Geschlechts.

Hinüber wall ich,  
Und jede Pein  
Wird einst ein Stachel  
Der Wollust seyn.  
Noch wenig Zeiten,  
So bin ich los,  
Und liege trunken  
Der Lieb' im Schooß.  
Unendliches Leben  
Wogt mächtig in mir  
Ich schaue von oben  
Herunter nach dir.  
An jenem Hügel  
Verlischt dein Glanz —  
Ein Schatten bringet  
Den kühlenden Kranz.  
O! lauge, Geliebter,  
Gewaltig mich an,  
Daß ich entschlummern  
Und lieben kann.

Ich fühle des Todes  
Verjüngende Glut,  
Zu Balsam und Aether  
Verwandelt mein Blut —  
Ich lebe bey Tage  
Voll Glauben und Muth  
Und sterbe die Nächte  
In heiliger Glut.

5.

Ueber der Menschen weitverbreitete Stämme herrschte vor Zeiten ein eisernes Schicksal mit stummer Gewalt. Eine dunkle, schwere Binde lag um ihre bange Seele — Unendlich war die Erde — der Götter Aufenthalt, und ihre Heymath. Seit Ewigkeiten stand ihr geheimnißvoller Bau. Ueber des Morgens rothen Bergen, in des Meeres heiligem Schooß wohnte die Sonne, das allzündende, lebendige Licht. Ein alter Riese trug die selige Welt. Fest unter Bergen lagen die Ursöhne der Mutter Erde. Dhmächtigt in ihrer zerstörenden Wuth gegen das neue herrliche Göttergeschlecht und dessen Verwandten, die fröhlichen Menschen. Des Meers dunkle, grüne Tiefe war einer Göttin Schooß. In den krySTALLenen Grotten schwelgte ein üppiges Volk. Flüsse, Bäume, Blumen und Thiere hatten menschlichen Sinn. Süßer schmeckte der Wein von sichtbarer Jugendfülle geschenkt — ein Gott in den Trauben — eine liebende, mütterliche Göttin, empor wachsend in vollen goldenen Garben — der Liebe heiliger Rausch ein süßer Dienst der schönsten Götterfrau —

ein ewig buntes Fest der Himmelskinder und der Erdbewohner rauschte das Leben, wie ein Frühling, durch die Jahrhunderte hin — Alle Geschlechter verehrten kindlich die zarte, tausendfältige Flamme, als das höchste der Welt. Ein Gedanke nur war es, Ein entsetzliches Traumbild,

Das furchtbar zu den frohen Tischen trat  
Und das Gemüth in wilde Schrecken hüllte.  
Hier wußten selbst die Götter keinen Rath  
Der die beklommne Brust mit Trost erfüllte.  
Geheimnißvoll war dieses Unholds Pfad  
Des Wuth kein Flehn und keine Gabe stillte;  
Es war der Tod, der dieses Lustgelag  
Mit Angst und Schmerz und Thränen unterbrach.

Auf ewig nun von allem abgeschlossen,  
Was hier das Herz in süßer Wollust regt,  
Getrennt von den Geliebten, die hienieden  
Vergebne Sehnsucht, langes Weh bewegt,  
Schlen matter Traum dem Todten nur beschieden,  
Ohnmächtiges Ringen nur ihm auferlegt.  
Zerbrochen war die Woge des Genusses  
Am Felsen des unendlichen Verdrusses.

Mit kühnem Geist und hoher Sinnenglut  
Verschönte sich der Mensch die grause Larve,  
Ein sanfter Jüngling löscht das Licht und ruht —  
Sanft wird das Ende, wie ein Wehn der Harfe.  
Erinnerung schmilzt in kühler Schattenflut,  
So sang das Lied dem traurigen Bedarfe.  
Doch unenträthselst blieb die ewge Nacht,  
Das ernste Zeichen einer fernern Macht.

Zu Ende neigte die alte Welt sich. Des jungen Geschlechts Lustgarten verwelkte — hinauf in den freyeren, wüsten Raum strebten die unkindlichen, wachsenden Menschen. Die Götter verschwanden mit ihrem Gefolge — Einsam und leblos stand die Natur. Mit eiserner Kette band sie die dürre Zahl und das strenge Maaß. Wie in Staub und Lüfte zerfiel in dunkle Worte die unermessliche Blüthe des Lebens. Entflohn war der beschwörende Glauben, und die allverwandelnde, allverschwisternde Himmelsgenossin, die Fantasie. Unfreundlich blies ein kalter Nordwind über die erstarrte Flur, und die erstarrte Wunderheymath verflog in den Aether. Des Himmels Fernen füllten mit leuchtenden Welten sich. In's tiefre Heiligthum, in des Gemüths höhern Raum zog mit ihren Mächten die Seele der Welt — zu walten dort bis zum Anbruch der tagenden Welt Herrlichkeit. Nicht mehr war das Licht der Götter Aufenthalt und himmlisches Zeichen — den Schleyer der Nacht warfen sie über sich. Die Nacht ward der Offenbarungen mächtiger Schooß — in ihn kehrten die Götter zurück — schlummerten ein, um in neuen herrlichern Gestalten auszugehn über die veränderte Welt. Im Volk, das vor allen verachtet zu früh reif und der seligen Unschuld der Jugend trozig fremd geworden war, erschien mit niegesehenem Angesicht die neue Welt — In der Armuth dichterischer Hütte — Ein Sohn der ersten Jungfrau und Mutter — Geheimnißvoller Umarmung unendliche Frucht. Des Morgenlands ahnende, blüthenreiche Weisheit erkannte zuerst der neuen Zeit Beginn — Zu des Königs demüthiger Wiege

wies ihr ein Stern den Weg. In der welken Zukunft Namen huldigten sie ihm mit Glanz und Duft, den höchsten Wundern der Natur. Einsam entfaltete das himmlische Herz sich zu einem Blüthenkelch allmächtiger Liebe — des Vaters hohem Antlitz zugewandt und ruhend an dem ahnungsselgen Busen der lieblich ernstesten Mutter. Mit vergötternder Inbrunst schaute das weissagende Auge des blühenden Kindes auf die Tage der Zukunft, nach seinen Geliebten, den Sprossen seines Götterstamms, unbekümmert über seiner Tage irdisches Schicksal. Bald sammelten die kindlichsten Gemüther von inniger Liebe wundersam ergriffen sich um ihn her. Wie Blumen keimte ein neues fremdes Leben in seiner Nähe. Uner schöpfliche Worte und der Botschaften fröhlichste fielen wie Funken eines göttlichen Geistes von seinen freundlichen Lippen. Von ferner Küste, unter Hellas heiterm Himmel geboren, kam ein Sänger nach Palästina und ergab sein ganzes Herz dem Wunderkinde:

Der Jüngling bist du, der seit langer Zeit  
Auf unsern Gräbern steht in tiefen Sinnen;  
Ein tröstlich Zeichen in der Dunkelheit —  
Der höhern Menschheit freudiges Beginnen.  
Was uns gesenkt in tiefe Traurigkeit  
Zieht uns mit süßer Sehnsucht nun von hinnen,  
Im Tode ward das ewige Leben kund,  
Du bist der Tod und machst uns erst gesund.

Der Sänger zog voll Freudigkeit nach Indostan  
— das Herz von süßer Liebe trunken; und schüttete

in feurigen Gefängen es unter jenem milden Himmel aus, daß tausend Herzen sich zu ihm neigten, und die fröhliche Botschaft tausendzweigig emporwuchs. Bald nach des Sängers Abschied ward das köstliche Leben ein Opfer des menschlichen tiefen Verfalls — Er starb in jungen Jahren, weggerissen von der geliebten Welt, von der weinenden Mutter und seinen zagenen Freunden. Der unsäglichen Leiden dunkeln Kelch leerte der liebliche Mund — In entsetzlicher Angst nahte die Stunde der Geburt der neuen Welt. Hart rang er mit des alten Todes Schrecken — Schwer lag der Druck der alten Welt auf ihm. Noch einmal sah er freundlich nach der Mutter — da kam der ewigen Liebe lösende Hand — und er entschlief. Nur wenig Tage hing ein tiefer Schleier über das brausende Meer, über das bebende Land — unzählige Thränen weinten die Geliebten — Entsiegelt ward das Geheimniß — himmlische Geister hoben den uralten Stein vom dunkeln Grabe. Engel saßen bey dem Schlummernden — aus seinen Träumen zartgebildet — Erwacht in neuer Götterherrlichkeit erstieg er die Höhe der neugeborenen Welt — begrub mit eigener Hand der Alten Leichnam in die verlassne Höhle, und legte mit allmächtiger Hand den Stein, den keine Macht erhebt, darauf.

Noch weinen deine Lieben Thränen der Freude, Thränen der Nührung und des unendlichen Danks an deinem Grabe — sehn dich noch immer, freudig erschreckt, auferstehn — und sich mit dir; sehn dich weinen mit süßer Inbrunst an der Mutter seligem

Busen, ernst mit den Freunden wandeln, Worte sagen,  
wie vom Baum des Lebens gebrochen; sehen dich  
eilen mit voller Sehnsucht in des Vaters Arm, bringend  
die junge Menschheit, und der goldnen Zukunft  
unverfleglichen Becher. Die Mutter eilte bald dir  
nach — in himmlischem Triumpf — Sie war die  
Erste in der neuen Heymath bey dir. Lange Zeiten  
entflossen seitdem, und in immer höherm Glanze regte  
deine neue Schöpfung sich — und tausende zogen aus  
Schmerzen und Qualen, voll Glauben und Sehnsucht  
und Treue dir nach — wallen mit dir und der himm-  
lischen Jungfrau im Reiche der Liebe — dienen im  
Tempel des himmlischen Todes und sind in Ewigkeit  
dein.

Gehoben ist der Stein —  
Die Menschheit ist erstanden —  
Wir alle bleiben dein  
Und fühlen keine Banden.  
Der herbste Kummer fleucht  
Vor deiner goldnen Schaale,  
Wenn Erd und Leben weicht,  
Im letzten Abendmahle.

Zur Hochzeit ruft der Tod —  
Die Lampen brennen helle —  
Die Jungfrau sind zur Stelle  
Um Oel ist keine Noth —  
Erklänge doch die Ferne  
Von deinem Zuge schon,  
Und ruften uns die Sterne  
Mit Menschenzung' und Ton.



Nach dir, Maria, heben  
Schon tausend Herzen sich.  
In diesem Schattenleben  
Verlangten sie nur dich.  
Sie hoffen zu genesen  
Mit ahnungsvoller Lust —  
Drückst du sie, heiliges Wesen,  
An deine treue Brust.

So manche, die sich glühend  
In bitterer Qual verzehrt,  
Und dieser Welt entfliehend  
Nach dir sich hingekehrt;  
Die hülfreich uns erschienen  
In mancher Noth und Pein —  
Wir kommen nun zu ihnen  
Um ewig da zu seyn.

Nun weint an keinem Grabe,  
Für Schmerz, wer liebend glaubt.  
Der Liebe süße Habe  
Wird keinem nicht geraubt —  
Die Sehnsucht ihm zu lindern,  
Beglückt ihn die Nacht —  
Von treuen Himmelskindern  
Wird ihm sein Herz bewacht.

Getrost, das Leben schreitet  
Zum ewgen Leben hin;  
Von innerer Glut geweitet  
Verklärt sich unser Sinn.  
Die Sternwelt wird zerfließen  
Zum goldnen Lebenswein,  
Wir werden sie genießen  
Und lichte Sterne seyn.

Die Lieb' ist frey gegeben,  
Und keine Trennung mehr.  
Es wogt das volle Leben  
Wie ein unendlich Meer.  
Nur Eine Nacht der Sonne —  
Ein ewiges Gedicht —  
Und unser aller Sonne  
Ist Gottes Angesicht.

6.

Sehnsucht nach dem Tode.

Hinunter in der Erde Schooß,  
Weg aus des Lichtes Reichem,  
Der Schmerzen Wuth und wilder Stoß  
Ist froher Abfahrt Zeichen.  
Wir kommen in dem engen Kahn  
Geschwind am Himmelsufer an,

Gelobt sey uns die ewge Nacht,  
Gelobt der ewge Schlummer.  
Wohl hat der Tag uns warm gemacht,  
Und wek der lange Kummer.  
Die Lust der Fremde ging uns aus,  
Zum Vater wollen wir nach Haus.

Was sollen wir auf dieser Welt  
Mit unsrer Lieb' und Treue.  
Das Alte wird hintangestellt,  
Was soll uns dann das Neue.  
O! einsam steht und tiefbetrübt,  
Wer heiß und fromm die Vorzeit liebt.

Die Vorzeit wo die Sinne lichte  
In hohen Flammen brannten,  
Des Vaters Hand und Angesicht  
Die Menschen noch erkannten.  
Und hohen Sinns, einfältiglich  
Noch mancher seinem Urbild glich.

Die Vorzeit, wo noch blüthenreich  
Uralte Stämme prangten,  
Und Kinder für das Himmelreich  
Nach Quaal und Tod verlangten.  
Und wenn auch Lust und Leben sprach  
Doch manches Herz für Liebe brach.

Die Vorzeit, wo in Jugendglut  
Gott selbst sich kundgegeben  
Und frühem Tod in Liebesmuth  
Geweih't sein süßes Leben.  
Und Angst und Schmerz nicht von sich trieb,  
Damit er uns nur theuer blieb.

Mit banger Sehnsucht sehn wir sie  
In dunkle Nacht gehüllet,  
In dieser Zeitlichkeit wird nie  
Der heiße Durst gestillet.  
Wir müssen nach der Heymath gehn,  
Um diese heilige Zeit zu sehn.

Was hält noch unsre Rückkehr auf,  
Die Liebsten ruhn schon lange.  
Ihr Grab schließt unsern Lebenslauf,  
Nun wird uns weh und bange.  
Zu suchen haben wir nichts mehr —  
Das Herz ist satt — die Welt ist leer.

Unendlich und geheimnißvoll  
Durchströmt uns süßer Schauer —  
Mir dünkt, aus tiefen Fernen scholl  
Ein Echo unsrer Trauer.  
Die Lieben sehnen sich wohl auch  
Und sandten uns der Sehnsucht Hauch.

Hinunter zu der süßen Braut,  
Zu Jesus, dem Geliebten —  
Getrost, die Abenddämmerung graut  
Den Liebenden, Betrübten.  
Ein Traum bricht unsre Banden los  
Und senkt uns in des Vaters Schooß.

---

IV.

Lebensansicht.

*von Sophie B.*

Es ist tröstlich, daß ich mir einbilde, als schrieb' ich an einen theuren Freund, der mich durchaus versteht, an dessen Herz ich diese Blätter niederlege, da ich doch nur für mich schreibe, weil es mir wohl thut, manche Gefühle und Gedanken meiner Seele auszusprechen! Und ist es nicht seltsam, daß der Mensch eine so eigene Dekonomie und einen so lächerlichen Stolz besitzt, daß es ihm unmöglich ist zu denken, er könne etwas ohne Zweck und Absicht thun? der edlere Mensch kann nichts für sich thun, es wird ihm alles nur etwas in Beziehung auf andere, und selbst bei jedem kleinen Aufsatz liegt im Hintergrunde der Seele der Gedanken an einen etwanigen Leser, und wenn wir es selbst so weit bis nach unserm Tode hinaus schieben sollten. Es ist eine so kindliche liebenswürdige Eitelkeit, zu glauben, daß, wenn selbst die Hand, die diese Worte schrieb, schon in Staub zerfallen ist, daß sie dann noch belehren und nützen.

Der Mensch lebt in einer ewigen Furcht vor seinem Glück. Es tritt ihm schon als Kind entgegen,

und er entzieht sich der liebenden Gewalt, er möchte gern sich selbst versuchen, und durch eigene Kraft das erringen, was ihm ein freundliches Geschick früh mit auf die Welt gab.

Nur ein höheres Wesen oder ein schlechteres als der Mensch kann für sich glücklich seyn, und darum thut man den armen Menschen Unrecht, wenn man sie Egoisten schilt. Ist's denn nicht ihr einziges Bestreben sich mitzutheilen, und giebt's ein anderes Unglück als den verfehlten Gegenstand?

Liebe, die mit warmem Sonnenschein das arme Leben umgiebt, o warum ist dein Name niemals ausgesprochen, warum lebst du in Liedern, und wohnst nicht als allgemeine Poesie in jedes Menschen Busen? Warum springt der Mensch gewaltsam und eigensmächtig aus der Zeit heraus, die ihn umfängt? Stoßen zwei Menschen auf einander, so erinnern sie oft dessen, was man von der Liebe sagt, und meinen, das könnte für sie gelten; der Jüngling erzwingt dann eine Sehnsucht in seinen Busen, und theilt sie dem Mädchen mit; der Beschluß ist, liebst du mich? Ja, sagt sie, und er fühlt sich berauscht, und überseelig glücklich schwärmen sie eine Zeit ihres Lebens dahin, der Rausch verflegt, sie bewundern ihre Thorheit, verspotten im Herzen, wenn sie es auch nicht aussprechen, Liebe und alle Empfindungen, und fühlen doch in sich die Leere, die etwas dem ähnliches bedarf; sie suchen in der Welt herum, sie warten nun wieder nicht bis die Zeit die Lücke in ihnen ausfüllt, sondern überreden

sich Geld oder Ehre oder irgend etwas anderes sey das Gut, das sie sich wünschen.

Wollte der Mensch nicht der Zeit voran eilen, wäre er mit dem Worte Liebe nicht bekannt, so würde einen jeden die Empfindung rühren und keine einzige Stelle keines einzigen Dichters würde auf seine Empfindung anwendbar seyn; denn es würde für jeden eine eigene Liebe entstehen, und es würde vielleicht jeder als ein eigener Dichter auftreten. Das Beispiel der bisherigen Dichter rechtfertigt mich. Ist nicht jedes Liebe so verschieden, daß auch nicht eine Strophe von dem Liebe des einen in das des andern hineingetragen werden könnte. Von den Dichtern, die Liebe, Wein und Braten besingen, ist nicht die Rede; ihnen schmeckt keins auf die wahre, das heißt auf die ihnen natürliche Art, und darum sprechen sie so schlecht von allen.

So wie keine Blume ohne Farbe gedacht werden kann, so ist kein Mensch ohne Poesie und sie mangelt nur denen, die sie durch die Poesie verbreiten, oder vielmehr sie mangelt ihnen doch nicht, sondern es ist nur, als wenn man den Blumen die Farbe durch Scheidewasser auszieht. Sehr viele Blumen stehn nun geruchlos und in unscheinbaren Farben da, und dies ist die grössere Anzahl unter den Menschen, möchte ich sie diejenigen nennen, die ihre innere Poesie nicht mittheilen können; allen ist es nicht gegeben, durch einen süßen Duft die vorübergehenden zu erfreuen.

Ein wahrer Dichter muß mich jedes Wesen, das

er mir aufstellt, ganz verstehen lassen, ich muß die kleinsten Eigenheiten der Seele kennen, und als wahrer Mensch werde ich mir nicht wünschen können, ein einziger, selbst der Edelste zu seyn; auch muß es mich als Mensch nicht hinreißen, der Nachahmer einer aufgestellten Person zu seyn; der nachahmende Mensch ist weniger als ein Mensch, und darum giebt es kein zur Besserung dienendes Beispiel.

Wohl aber kann ein Kunstwerk es hervorbringen, daß ich in mir selber vollendeter werde. Sobald mir aber der Gedanke bei einem Kunstwerk einfällt, ist es nur mein Wunsch, und der Einfluß, den es auf mich hat, nur scheinbar, ja glaube ich gar den wohlthätigen Einfluß zu bemerken, so habe ich das Kunstwerk nicht verstanden, ja nicht einmal genossen.

Es schämt sich der Mensch nur seiner Empfindungen, weil er in der heftigsten Leidenschaft fühlt, daß sie vorübergeht, und weil es oft ist, als ob ein Wesen in uns uns zuriefe: laß das Händeringen und die Verzweiflung! du wirst dich bald mit nichtswürdigen Kleinigkeiten wieder beschäftigen, ja gar dich daran erfreuen!

Die Menschen, die auf dem untersten Grad der Bildung stehen (die natürlichen Menschen nehme ich aus, sie stehen über und unter den gebildeten zugleich; sie stehen der Stelle die für sie seyn sollte, noch am nächsten, und darum stehen sie über den andern, — sie haben aber nie um sich geblickt, und die Bemerkung gemacht, daß außer dem Raum, den sie einnehmen, es noch irgend einen Weg geben könnte, wo sich der



menschliche Geist hinwagen dürfte, und darum steht sie unter jenen) die Menschen also die auf dem untersten Grad der Bildung stehen, sind durch etwas einmal angerührt worden, wodurch sie auf die Vermuthung gerathen sind, daß der Mensch innerlich schöne Gefühle haben könne, und alles was sie nun empfinden, stellen sie als das Höchste auf, was das menschliche Herz erreichen kann. — Diese sprechen immer von dem Herzen, dies wollen sie auch einzig bilden, — sie geben auf den Geist nicht viel. Ueber ihnen stehen die, welche es eingesehen haben, daß es mit den Empfindungen so gar viel nicht ist. Sie sind die, welche sich ihrer Thränen schämen, weil sie sie doch wieder abtrocknen müssen, sie können sich nicht zufrieden geben, daß sie in sich nicht einen Gott verehren können, — und betteln sich einige Sentenzen zusammen, die sie Vernunft nennen, und die so lange glänzen und scheinen bis eine Gelegenheit kommt, wo sie anwendbar wären; in diesem Fall muß man sich dann mit der menschlichen Schwachheit trösten.

Der dritte Grad der Bildung scheint mir der zu seyn, wo sich ein Mensch allen menschlichen Empfindungen überläßt; wo er in einem Tage weint und sich erfreut; es genießt wenn alle Leidenschaften seine Seele in heftigen Stürmen bewegen und in ruhigen Augenblicken sich nicht dieser Ruhe überhebt, sich in keinem Moment klüger sondern nur anders als in den vorigen erkennt, dessen Herz sich den edelsten Empfindungen öfnet, und der nicht sein Schicksal verwünscht, wenn in demselben Augenblick die Nothwendigkeit auf

Ihn zutrit, durch eine trockene mechanische Beschäftigung sich die Mittel zu erwerben, um den andern Tag zu leben und zu genießen.

Vergeblich ist es, zu wünschen, daß der Freund, den wir lieben, uns ganz in unserer eigensten Eigenthümlichkeit verstehen möchte; wir wünschen es auch im Grunde nicht, sondern immer möchten wir nur die Falten unsers Herzens vor ihm auseinander schlagen, wo wir die Verwandtschaft zu ihm fühlen. Das was unsere Scheidung von allen andern Wesen ausmacht, wodurch wir auch von dem geliebtesten Freunde abge sondert und einzeln stehen, suchen wir sorgfältig zu verhüllen, damit er sich nicht vor dem fremden Wesen entsetzen möge — und wäre es einem Menschen möglich, die innerste Eigenthümlichkeit seines geliebtesten Freundes aufzufassen und auszusprechen, so würde den Freund ein Schauer wie vor einem Zauberer ergreifen, der die Gewalt hätte, den Geist aus unsern Körpern zu ziehen und ihn uns selbst anschaulich hinzustellen, und wir würden auf immer entfremdet von ihm zurücktreten. Es fühlt dies auch ein jeder in sich, darum ist es uns durchaus unmöglich, manche Bemerkungen über Menschen auszusprechen; eine solche Bemerkung ist ein zufälliges Errathen der Eigenthümlichkeit des andern. — Die höchste Schönheit, die der Mensch erreichen kann, ist, daß er alle Leidenschaften in sich zu einem Kunstwerk verarbeitet, daß er wie ein Gott über allen steht und sie regiert, so daß sie nur immer von der Kraft der Seele zeigen, aber nie in widrige Verzerrung ausarten, und die höchste, ja ich

möchte sagen, die einzige Tugend, die der Mensch besitzen kann, ist die Wahrheit gegen sich und andre. Zu bedauern ist es aber, wenn die Menschen hier auf einen Irrthum gerathen, und meinen, sie bearbeiten ihre Leidenschaften und Empfindungen zu einem Kunstwerk, wenn sie bloß bemüht sind, einen Roman aus ihrem Leben zu machen, in den sie oft Empfindungen und Leidenschaften hineinzwängen müssen, um sich mit ihrem Werk nur nicht nüchtern und gewöhnlich vorzukommen. Wenn sie dann dieses Spiels am Ende überdrüssig werden, und die Kraft zu erfinden ihnen ausgeht: so glauben sie, daß sie wahrhaft mit sich umgehen, wenn sie dies zusammengebettelte Werk wieder zerstören. Ein solcher Roman kann gewöhnlich nicht ohne Liebe seyn; gewöhnlich sind dann vorher alle Verhältnisse zertreten und niedergerissen, um dieser Liebe wohlgefällige Opfer zu bringen, und weil es ja auch in allen Gedichten steht, daß, wenn diese Empfindung das Herz rührt, sie denn das ganze Heer der andern Neigungen erlegt — und nun wird der geliebte Gegenstand selbst der Wahrheit geopfert, und der, welcher alle diese Rollen vor sich selbst abspielt, steht dann gewöhnlich und sieht mit Ehrfurcht vor sich selber in den Himmel. Denn nie glaubt der Mensch so sehr die Verwandtschaft mit Gott zu fühlen, als wenn er sich so kleinlich betrügt, daß er der Verwandtschaft mit den unschuldigsten Bewohnern der Erde unwürdig ist.

Wenn ich höre, daß jemand seine Meinung geändert hat, und diese Aenderung dadurch rechtfertigen

will, daß er sagt: damals übertrieb ich in allen meinen Empfindungen, ich bin jetzt zu einer größern Aufrichtigkeit mit mir selber gekommen, so bin ich geneigt, seine erste Meinung anzunehmen, wenigstens lieber, als die er jetzt hat, und die sich so vornehm vor jener brüftet. Denn ich glaube immer noch mehr an die Wahrheit der frühern Empfindung als an die der spätern Betrachtung. Ueberhaupt sollten nur die Menschen einsehen, daß sie sich nie herzhafter betrügen, als wenn sie sich ihre ehemalige Lügen vorrücken.

Wie viel Schaden thun die Menschen, welche die Moral lehren, der höhern Moral. Ist es nicht betrübt und verächtlich, der ganzen Welt zu sagen: es ist etwas großes und edles eine Summe Geld wegzuschicken? oder sich seiner Eltern nicht zu schämen, oder wenn sie alt und schwach sind, für sie zu sorgen, oder wenn sich eine bequeme Gelegenheit darbietet, und man auch noch so sicher ist, doch nicht zu stehlen? — und doch ist dies beinah alles, was von einem modernen Edelmüthigen gefordert wird; lauter Dinge, die sich von selbst verstehen, so daß gar kein einziger Mensch darauf kommen sollte, sie zu verletzen. Und doch wird es nicht nur gewagt diese Dinge als bewundernswürdige Tugenden aufzustellen, sondern was noch schlimmer ist, wer diese Lehren verbreitet, wird von dem allergrößten Haufen als ein grosser Mann, oder wenn er ihnen eine poetische Form giebt, als ein großer Dichter verehrt. Und was nun den Menschen am allermeisten betrüben sollte, die Wenigen, denen die Erkenntniß gekommen ist, überheben sich ihrer bessern  
Mei-

Meinung, daß sie nemlich an diesen Edelmutb nicht glauben, ihnen erscheint diese Einsicht, die ihnen nur natürlich vorkommen sollte, so wichtig, sie messen sich ewig nach dem, was leider die Menschen sind, nie nach dem, was sie seyn sollen, so daß durch diese Eitelkeit auch die bessern Gemüther in sich verderben. Sie werden so schwach, sich von der Verehrung derer, die sie verachten, emporgehoben zu fühlen und stoßen sich nicht einmal an die Lächerlichkeit des Widerspruchs, daß sie die Achtung, die sie zu erkaufen wünschen, nach ihrer eigenen Einsicht verachten müssen.

Es ist zu beklagen, daß wir den Menschen immer nur in Beziehung auf andere, nie in Beziehung auf uns verstehen können. Selten wird uns sein Betragen gegen andere so ungerecht, so zweideutig vorkommen, als die kleinen Verletzungen gegen uns, nicht aus dem gemeinen Egoismus, wie es oft erklärt ist, dem jeder unterworfen seyn soll, sondern weil wir den Menschen in Beziehung auf uns nicht wie ein Kunstwerk betrachten können, da wir, indem er sich durch diese Beziehung erklärt, selbst ein Rad der Maschine sind, und also den Gang derselben nicht beobachten können.

Es giebt keine durchaus wahre Wahrheit und keinen durchaus falschen Irrthum, man sollte überhaupt keine Sache mit einem von beiden Nahmen stempeln; denn beide werden es nur durch die Anwendung, und so ist es sehr möglich, daß das was in der Seele des einen der abgeschmackteste Irrthum ist, in eines andern Gemüth eine ehrwürdige Wahrheit wird.

Es ist nichts großes das Feld zu bauen, und in

einer glücklichen Beschränktheit einen Tag wie den andern zu leben, nichts wunderbares in sich und in der Welt zu ahnden, und am Ende von der Welt zu scheiden, wie tausende vorher und wie tausende in der Zukunft. Aber etwas großes ist es, wenn einer das Drängen des Herzens nach allem Großen und Erhabenen empfunden hat, wenn er den Kreis aller Gedanken, Empfindungen und Handlungen durchlaufen ist, dem Glücke, das sein Herz beständig fordert, und doch nicht nennen kann, rastlos nachgejagt ist, wenn dieser dann einsehzt, er kann nur in einem Kreise umherirren, freiwillig dann stehn bleibt, wo er zuerst auslief, und mit Lächeln bemerkt, daß der größte Held doch im Grunde nichts wichtigeres thut, als wenn er sein Feld baut, damit es ihn ernährt, und in seinen kleinen Garten Blumen pflanzt, damit sie ihn erfreun, und Unkraut hinauswirft, das ihn ärgert. Der Mensch ist wie ein Kind im Besitz einer schönen nächsten Statue, womit es spielt und mit Mühe beständig Blumen und bunte und goldene Zierrathen zusammenträgt, um sie zu schmücken; leider bleiben nun die meisten Menschen immer Kinder, denen ihr Spielwerk ewig mißfällt, sie reißen es von dem schönen Bilde oft herunter, sie mögen es aber nackt nicht sehen, sondern tragen von ihrer Armuth immer neue Lumpen zusammen, um es zu bekleiden; sie meinen sie verschönern durch Poesie ihr Leben. Glücklich ist, der die Blumen und Glittern, womit er es behängt, bald herabwirft, über sein kindisches Thun lächelt, höchstens einige Blumen herumhängt, und die edle einfache Schönheit fähig ist zu genießen.

Vieles liegt noch in mir was ich sagen möchte, und wenn ich es alles niederschreiben könnte, so würde es manchen alles das, was ich gesagt habe, aufzuheben scheinen, und doch ist es nicht so; alle Widersprüche im Leben und im Menschen sind nur scheinbar, und könnten wir wie ein Gott auf alle herunterssehen und sie alle verstehen, so würden wir unsere Augen von keinem mit Widerwillen wenden.

Lebe wohl, mein theurer Freund, möcht' ich sagen, und kann nicht einmal über diese Thorheit lächeln, in Gedanken habe ich doch alles an ein Wesen gerichtet, das mich versteht und mich liebt, und darum reiche ich diese Blätter öffentlich in die Welt, und wer meine Worte mit Liebe liest, für den sind sie geschrieben.

V.

Idyllen aus dem Griechischen.

Die Spindel.

Anmerkung. Dieses Sylbenmaß wird vom Hephaestion zu den antispastischen gerechnet, und nach vier Takten von einem Epitrit, zwey Antispasten und einem Dijambus gemessen. Spätere betrachten es als Choriambisch, und lassen es dem gemäß aus einem Spondeon, drey Choriamben und einem Jamben bestehn. Die Art wie Horaz es zweymal gebraucht hat, kann hiezu veranlaßt haben, denn die Worte theilen sich bey ihm immer Choriambisch ab. Die griechischen Dichter hingegen beobachteten diesen Abschnitt gar nicht oder vermeiden ihn vielmehr, und die deutsche Sprache, die eine Menge antispastischer und parlimbischer Wörter hat, darf sich hierin dem griechischen Vorbilde ungescheut nähern. Es entsteht dadurch ein reizender Gegensatz zwischen den antispastischen Wortfüßen und der Schwungbewegung des Rhythmus, die zum Choriamben hinzieht, welches einem beständigen Auflösen von Dissonanzen gleicht. Wenn dieß dem ungeübten Leser schwer zu lesen fällt, so hat er sich eben so wenig zu verwundern oder zu beklagen, als ein Anfänger in der Musik, wenn er eine Bachsche Sonate nicht so gleich fertig spielen kann. — Voss hat dieß Stück im Mufenalmanach von 1798 in Hexameter übersetzt.



Spindel, hold dem Gespinnst, Gabe der blaudäugigen  
Pallas du,  
Arbeit schaffend dem hauswirthlichen Weib, welche  
dich lenken kann:  
Sey zur glänzenden Stadt Nileus getrost meine Be-  
gleiterin,  
Wo der Kypris, mit Schilfrohre bedeckt, grünet das  
Heiligthum.  
5 Dorthin über die See bitt' ich um leichtwallende  
Fahrt den Zeus,  
Daß ich fröhlich dem Gastfreunde mich nah', wieder-  
geliebt von ihm,  
Meinem Nikias, Lustgarten der süßstimmigen Cha-  
riten.  
Und dich, welche geschnitten wurde vom mühseligen  
Elfenbein,  
Reich' ich dann in die Hand, als ein Geschenk, Ni-  
klas Gattin dar,  
10 Mit der mancherley Werk enden du wirfst: Männer-  
gewande bald,  
Bald, dergleichen die Fraun tragen, der durchsichtigen  
Hüllen Stoff.  
Denn wohl zweymal im Jahr möchte man Schaf-  
müttern ihr weiches Fell  
Scheeren, nimmer zur Last fiel' es der schlankfüß'gen  
Theogenis;  
So viel fördert ihr Fleiß: aber sie liebt, was die Ver-  
ständigigen.  
15 Wahrlich möchte ich auch nicht wüßten noch unsteifi-  
gen Häusern dich  
Geben, weil dich zur Welt brachte mit mir einerley  
Vaterland.

Heimath ist dir, die einst Ephyra's Held, Archios.  
gründete,  
Vom Trinakrischen Eilande das Mark, rühmlicher  
Männer Stadt.  
Nun gehegt in des Manns Hause, der Heilmittel mit  
weiser Kunst  
20 Viel erfand, so die trübselige Qual wenden den  
Sterblichen,  
Wirft du wohnen im lustreichen Milet bey den Jo-  
niern,  
Daß Theogenis sey Spindelgeziert unter den Frauen  
dort,  
Ins Gedächtniß ihr stets du den Gesangliebenden  
Fremdling bringst.  
Jemand saget, dich anschauend wohl dieß: Wahrlich,  
in großer Gunst  
25 Steht das kleine Geschenk; alles ist werth, was von  
den Lieben kommt.

### L i e b e s g e s p r ä c h .

---

M ä d c h e n .

Kraubte ja Helena selbst, die verständige, Paris der  
Hirte.

D a p h n i s .

Mehr ist Helena diese, die mich, den Hirten, geküßt  
hat.

M ä d c h e n .

Rühme dich nicht, Satyriske, denn eitel nennt man  
den Kuß ja.

Daphnis.

Ist doch auch in den Küssen, den eitelen, süßes Er-  
gößen.

Mädchen.

5 Sieh, ich wasche den Mund, und reinigend spey' ich  
den Kuß weg.

Daphnis.

Wäschst du die Lippen dir ab? Sieh wieder sie, daß  
ich sie küsse.

Mädchen.

Kälber zu küssen, das stehet dir an; kein jüngerlich  
Mädchen.

Daphnis.

Rühme dich nicht: wie ein Traum geht flüchtige Ju-  
gend vorüber.

Mädchen.

Wird doch die Traube Rosin', und die trockene Rose  
noch duftet.

Daphnis.

10 Komm in den Delwald hier, damit ich ein Wörtchen  
dir sage.

Mädchen.

Nein, ich will nicht; auch erst betrogst du mit schmel-  
chelndem Wort mich.

Daphnis.

Komm dort unter die Ulmen, und höre da meine  
Syringe.

Mädchen.

Labe dein eignes Gemüth, des Kläglichen freuet sich  
niemand.

Daphnis.

Ey! ey! fürchte den Zorn der Paphla, Mädchen,  
doch endlich.

Mädchen.

15 Daphnia lebe mir wohl, nur Artemis bleibe gewogen.

Daphnis.

Rebe nicht, daß sie nicht trifft und ein unauflösliches  
Netz wirft.

Mädchen.

Treffe sie, wie sie nur will: denn Artemis schirmt  
uns wieder.

Daphnis.

Nicht entfliehst du dem Eros, dem nie noch ein Mäd-  
chen entflohn ist.

Mädchen.

Ja, ich entfliehe, beym Pan! Du trage sein Joch  
nur beständig.

Daphnis.

20 Sieh, ich besorg', er möchte dem schlechteren Manne  
dich geben.

Mädchen.

Viele schon freyten um mich, doch keiner gewann  
mein Gemüth noch.

Daphnis.

Ich lauch, einer von vielen, bin her, dein Freyer, ge-  
kommen.

Mädchen.

Sage mir, Lieber, was thu' ich? Die Eh' ist voll  
der Beschwerde.

Daphnis.

Weder Kummer noch Leid hat die Eh', nein, fröhliche  
Neigen.

Mädchen.

25 Sagen sie doch, daß die Weiber vor ihren Genossen  
erzittern.

Daphnis.

Nein, sie herrschen beständig: vor wem wohl zittern  
die Weiber?

Mädchen.

Vor den Wehen zitr' ich, denn streng ist der Pfeil  
Eilichyiens.

Daphnis.

Kreisenden hülfreich ist ja Artemis, deine Gebieterin.  
Mädchen.

Und zu gebähren zitr' ich, es möchte den Leib mir  
entstellen.

Daphnis.

30 Wenn du Kinder gebierst, scheint neu dir ein Licht in  
den Söhnen.

Mädchen.

Bringst du ein Brautgeschenk, ein würdiges, wenn  
ich bejahe?

Daphnis.

Alle das Vieh, das Gehölz, die Weiden auch, will  
ich dir geben.

Mädchen.

Schwöre, du wollst nach dem Lager mir nicht, der  
betrübten, davon gehn.

Daphnis.

Nein, beim mächtigen Pan! und wolltest du selbst  
mich verjagen.

Mädchen.

35 Baust du dann mir Gemächer, und Haus und um-  
gebende Höfe?

Daphnis.

Baum dir will ich Gemächer, und hüten die herrlichen  
Heerden.

Mädchen.

Aber dem ältlichen Vater, was soll, was soll ich ihm  
sagen?

Daphnis.

Loben wird er dein Lager, wenn meinen Namen er  
höret.

Mädchen.

Sage den Namen mir dann, oftmals erfreut auch  
ein Name.

Daphnis.

40 Daphnis heiß' ich, mein Vater ist Lykidas, Nome die  
Mutter.

Mädchen.

Nüchtlische Eltern! allein auch ich bin geringer als  
du nicht.

Daphnis.

Angesehn und in Ehren, dein Vater ist ja Menalkas.

Mädchen.

Zeige mir doch dein Gehölz, und wo der Hof dir um-  
hersteht.

Daphnis.

Komm und sieh, wie sie blühen, dort meine geschlan-  
ken Cypressen.

Mädchen.

45 Grasest, ihr Ziegen! ich gehe, des Hirten Gewerk zu  
beschauen.

Daphnis.

Kinder, weidest! ich zeig' indes die Gehölze dem Mäd-  
chen.

Mädchen.

Was, Satyriske, beginnst du? was greiffst du hinein  
an die Brüste?

Daphnis.

Diese Früchte vor allen, die duftigen, will ich mir  
pflücken.

Mädchen.

Nein, bey'm Pan! ich erstarre, du mußt die Hand da  
hervorziehn.

Daphnis.

50 Fasse doch Muth, du Liebe! was behest du? Wie du  
so scheu bist!

Mädchen.

Wirfst in den Graben mich hin, und beschmuckest die  
schönen Gewänder.

Daphnis.

Aber ein weiches Fell, sieh! breit' ich dir unter das  
Kleid hin.

Mädchen.

Ach! ach! selber den Gürtel entreißest du! Sage  
was soll das?

Daphnis

Weihen will ich vor allen der Paphia diesen zur  
Gabe.

Mädchen.

55 Frevelnder, halt! Leicht nahet sich wer, ich höre was  
rauschen.

Daphnis.

Unter einander beflüstern dein Brautbett jene Cy-  
pressen.

Mädchen.

Sieh, du machtest den Mantel zur Lumpe mir, daß  
ich entblößt bin.

Daphnis.

Einen anderen Mantel und besseren will ich dir  
geben.

Mädchen.

Alles verheißest du jetzt, bald giebst du mir nicht das geringste.

Daphnis.

60 Wollten die Götter, ich könnte die eigene Seele hinzuthun.

Mädchen.

Artemis, zürne mir nicht! Die einsame Freundin verließ dich.

Daphnis.

Eros opfr' ich ein Kalb, die Kuh dann selbst Aphroditen.

Mädchen.

Jungfrau kam ich hieher, als Weib nun wandr' ich nach Hause.

Daphnis.

Weib und Mutter, von Kindern die Pflegerin, länger nicht Mädchen.

65 Also die beyden, sich dort an den blühenden Gledern erquickend,

Roseten süß mit einander: das heimliche Lager erhob sich.

Sie, da sie wieder erwacht, schlich hin, die Schafe zu hüten,

Scham in den Augen, das Herz war innerlich aber erquickt ihr;

Während er zu den Kindern sich wendete, froh der Umarmung.

---



Achilleus und Deïdamia.

Bruchstück eines Idylls von Bion.

Myrson.

Spiele mir, Lykidas, doch Sikelische liebliche Weise,  
Schmeichelnd, süß dem Gemüth und, buhlerisch wie der  
Kyklope,  
Dort am Gestade des Meers, Polyphemos, sang Sa-  
lateen.

Lykidas.

Myrson, wie dich ergötzt die Syringe mich: aber  
was sing' ich?

Myrson.

5 Jenes Skyrische Lied, o Lykidas, lieblicher Liebe,  
Von des Peliden geheimen Umarmungen, heimlichen  
Küssen;  
Wie der Knabe verkleidet im Faltengewand die Ge-  
stalt barg,  
Und wie unter den Mädchen vom Stamm Lfomedes  
ihn pflegte,  
Den von keinem errathnen Achilleus, Deïdamia.

Lykidas.

10 Raubend entführte der Hirt einst Helena, hin zu dem  
Ida,  
Bittern Gram für Demone; es zürnete nun Laïedä-  
mon,

Und sie berief das Volk, das Achaeische: keiner aus  
Hellas,

Von den Mykenern auch, von Elis, von den Lakonen,  
Blieb daheim; sie brachten Vergeltungen, schreckliche  
Kriegswuth.

15 Bey Lykomedes Töchtern versteckte sich einzig Achilleus.  
Statt der Waffen erlernt' er die Wölle nur, übte mit  
weißer

Hand jungfräulichen Fleiß, und völlig als Mädchen  
erschien er.

Denn er war gleich jenen verweiblichtet, eben die  
Blüthe

Hatt' ihm die schneeichten Wangen bepurpurt; auch  
mit der Jungfrau

20 Tritten ging er einher, und umgab mit dem Neße  
die Locken:

Ares Muth doch hatt' er, und hatte die Liebe des  
Mannes.

Von der Frühe zur Nacht nun saß er bey Deidam  
mia,

Küßte bald ihr die Hand, oft hob er wiederum ihren  
Schönen Leib in die Hdh, es entfloßen ihm zärtliche  
Thränen.

25 Nimmer aß er mit andern Gespiellinnen; alles ersann  
er,

Suchend gemeinsamen Schlaf; so redet' er dieses zu  
ihr auch:

Alle die übrigen Schwestern, sie schlummern neben  
einander,

Ich nur muß allein, allein du, Nymphe, nur schlafen.  
Beyde Gespielinnen wir, jungfräuliche, beyde die schö  
nen,

30 Schlafen doch auf dem Lager allein wir: jene ver-  
haste

Und arglistige Wand, sie scheidet bösl'ich von dir mich.  
Denn ich könnte ja nicht . . . . .

---

Nachdem die großen Formen der alten Poesie aufgehört hatten, zeigte sich die neue zierliche Kunst gelehrter Dichter in mancherley geistreichen Versuchen neu erfonnener oder neu gewendeter Dichtungsarten, unter denen die Idylle noch früher blühte oder doch gleich früh mit der spätern Elegie, der Hellenen, von welcher einige der merkwürdigsten und berühmtesten Ueberbleibsel im ersten Stücke des Athenaeums mitgetheilt worden sind.

Idyllen sind in der ursprünglichsten Bedeutung, was wir vermischte Gedichte, Darstellungen nach dem Leben nennen würden; der Name Bildchen ist unbestimmt und allgemein genug für solchen Inhalt, und erinnert zugleich an die Form und das Maaß derselben. Jede Sammlung solcher Werkchen wird mehr oder minder zur lyrischen Gattung gehören, welche die erzählende, dialogische und selbst die lehrende Form in einem gewissen Grade annehmen darf, ohne darum ihr Wesen zu verlieren. Denn die Einheit einer solchen Sammlung liegt nicht in den einzelnen Gedichten, sondern in ihrem geselligen Zusammenhange, im Ganzen, im Dichter selbst und in dem Eigenthümlichen

seiner Ansicht; und diese subjektive Einheit; ist ja der objektiven des Epos und des Drama gerade entgegengesetzt, und eben das unterscheidende Merkmal der lyrischen Gattung.

Die Seele alles bloß Eigenthümlichen in der Darstellung ist die Liebe und die eigne Gestalt, die sie in jedem annimmt. Daher der ursprünglich erotische Geist der Idylle, und da diese nicht bloß Selbstbetrachtungen oder gefellige Ergießungen lenthält, wie andre Unterarten der lyrischen Gattung, sondern kleine liebliche Darstellungen, so ist ihr die ländliche Natur und ländliche Dichtung müßiger Hirten ganz angemessen und beynah wesentlich; so daß sogar Helden und Götter, die sie auch etwa zur Abwechslung wählt, unter ihrem zierlichen Pinsel nun auch einen bukolischen Anstrich bekommen.

Der älteste unter den noch vorhandenen und nach meinem Urtheil der beste Meister der Idylle war Bion. Von ihm ist das unvergleichliche Bruchstück aus der Liebesgeschichte des Achilles und der Deidamia; es wäre allein hinreichend meine Vorliebe zu rechtfertigen. Das Liebesgespräch dürfte gleichfalls von ihm seyn. Es steht mit seiner Naivität und Schalkheit in der schönsten Mitte zwischen der unverschönerten und oft widrigen Naturwahrheit, die man beym Theokritos findet, und der faden Idealität mancher modernen Schäfergedichte, und bewegt sich in dem gemessenen wechselnden Dialog mit ammu-  
thi

thiger Leichtigkeit. Aber auch die wenigen andern Ueberbleibsel, die glaubwürdig mit Bions Namen auf uns gekommen sind, athmen eine süße Innigkeit, sind überaus lieblich und liebevoll. Derselbe Geist lebte allem Anschein nach in seinen andern Gedichten, die nun verloren sind. Sie gehören zu denen, die mit den Gesängen der Sappho auf Anstiften der Geistlichen zu Constantinopel vertilgt wurden.

Sein und des Philetas Schüler, Theokritos, ist nicht selten pikant genug in kräftiger Darstellung üppiger Hirten, aber zärtliches Gefühl kannte er nicht. Er suchte weit mehr das Lokale, wobey ihn Sophrons Mimen begünstigten, deren Nachahmung für seine Manier entscheidend gewesen seyn mag.

Wegen der gerühmten Simplizität, die jedoch eigentlich nur in der genauen Nachahmung der rohen aber nichts weniger als unschuldigen Natur, die er darstellt, liegt, nicht in der Art, wie er darstellt, könnte es bey dem ersten unreifen Nachdenken scheinen, Theokritos sey der ältere, hie und da noch harte und herbe Künstler seiner Gattung. Forscht man weiter, so wird das allgemeine Gesetz der natürlichen Ausbildung für die künstliche der gelehrten Epoche hellenischer Poesie näher bestimmt, und wir wundern uns nicht den roheren Theokritos auf den zierlich vollendeten Bion folgen zu sehn, da ja auch in der Elegie dieses Zeitalters Hermesianax, dessen feine Ausbildung wohl von keinem der andern erreicht wurde, älter war als

Kallimachos, dem freylich die oft bis zum Uberglauben geglaubte Entscheidung der Kritiker den classischen Gipfel seiner Gattung zusprach.

Daß Theokritos ein Schüler des Bion war, nehme ich aus dem Gedichte auf Bions Tod, welches in den Ausgaben unter denen des Moschos steht, in zwey Handschriften aber und von der Eudocia dem Theokritos beygelegt wird, woraus folgt, daß der 100te Vers ehemals ohne Punkt gelesen worden. Der Scholiast meldet in der Notiz vom Theokritos, nach einigen sey Moschos sein Name gewesen, Theokritos (der Gottgewählte) sein Beyname. So dürfte also wohl der bukolische Moschos mit dem Theokritos Eine Person, und er von diesem nur durch ein Mißverständnis abgesondert worden seyn, welchem die Existenz eines andern nicht sehr viel spätern Moschos nachhelft, der nach Suidas, wo die Verwechslung schon Statt findet, ein Schüler des Aristarchos war, und also doch nicht Zeitgenosse des Philetas und Verfasser des Gedichts auf Bion seyn konnte. In den Lebensumständen spricht nichts dagegen, und es begreift sich, warum auch Moschos ein Syrakuser war. Auch in den dem Moschos beygelegten Gedichten und Bruchstücken ist nichts, was die eingebildecete Verschiedenheit des Charakters begründen könnte. Man müßte denn den Begriff von der Manier des Theokritos viel zu eng gefaßt haben. Wir wissen, daß er sich in manchen andern Arten versucht hat, und die Spindel, ohne Zweifel von ihm, liegt schon ziemlich fern von seiner

bukolischen Darstellungsart. Der kleine Gegenstand ist darin mit zarter Liebe behandelt und auf das Wechselverhältniß der verschiedenen Stämme bezogen; es läßt uns einen Blick in das heitre ruhige Familienleben der Hellenen thun.

Man wird wie von selbst zu Vermuthungen der Art geführt, bey einer Sammlung von Werkchen und Bruchstücken, in die offenbar so viel fremdartiges eingeschlossen ist, wie in die bukolische.

Warum ich der Meynung beystimme, welche die drey in ihr befindliche Bruchstücke aus der Sage des Herkules dem Pisandros zuspricht, habe ich in der Geschichte der alten Poesie gemeldet. Ich wage es bey der gegenwärtigen Gelegenheit den Freunden und Kennern der Kunstgeschichte einige ähnliche Bemerkungen mitzutheilen. Die Europa kann, wie ich dafür halte, von keinem der Bukoliker seyn; es ist ein Bruchstück aus Metamorphosen irgend eines gelehrten Dichters dieser Zeit; welches etwa, behalte ich mir vor, weiter nachzuforschen. Ein Bruchstück wie dieses, zusammengenommen mit der allgemeinen Thatsache, daß Diodorus Metamorphosen Alexandrinischer Dichter vor Augen hatte, kann uns ein Bild geben, wie viel ihm vorgearbeitet war. So könnten auch die Βαρχαι Bruchstück eines epischen Gedichts seyn. In dem unzusammenhängenden Gesang an Hieron ist der 76te — 100te Vers ein vortreffliches Siegeslied, so schön man es nur irgend aus dieser Zeit erwarten darf, weit über

Theokritos. Das letzte gilt auch von den Gedichten, die Ἀίτιος und Παιδικα überschrieben sind; doch geben mir diese zu keiner so bestimmten Vermuthung Raum wie die Europa.

Da die Sammlung so beschaffen ist, darf es nicht überflüssig und muß sehr erlaubt scheinen, manche Stücke derselben von neuem zu prüfen, ob sie auch dem Theokritos angehören, und ob sich nicht eins oder das andre vom Bion darunter verloren hat, wober der erotische Geist des letzten und der mimische des ersten, die festen Punkte sind, welche die Untersuchung leiten müssen.

---



VI.

S o n e t t e.

Von

H. W. Schlegel.

An

L u d w i g L i e b.

---

Einst war die heil'ge Schrift samt den Legenden  
Der Thespis: Kamm der rohen neuern Bühnen;  
Dem Volk und Spielern, gleich an Einfalt, schienen  
Die Poffen nicht das heiligste zu schänden.

Doch als die Kunst entwuchs den frommen Händen,  
Da wollt' im Schauspiel niemand Gott mehr dienen,  
Und stolze Geister mochten sich erkühnen  
Spott über jene Wunder auszusenden.

Du, in der Dichterbildung reichsten Blüthe,  
Bringst uns verwandelt wieder jene Zeiten,  
Wo Adam auf der Bühn' erschien und Eva.

Ja, Dank sey deinem liebenden Gemüthe,  
Heiligst die Kunst, verschönerst Heiligkeiten,  
Und machst zum Lied das Leid der Genoveva.

---

Von Friedrich Schlegel.

I.

Die Reden über die Religion.

---

Es sieht der Muses Freund die offene Pforte  
Des großen Tempels sich auf Säulen heben,  
Und wo Pflaster ruhn und Kuppeln streben,  
Macht er getrost dem Kunstgeweihten Orte.

Drin tönt Musik dem Frager Zauberworte,  
Daß er geheiligt fühlt unendlich Leben,  
Und muß im schönen Kreise ewig schweben,  
Vergißt der Fragen leicht und armer Worte.

Doch plötzlich scheint's, als wollten Geister gerne  
Den schon Geweihten höhre Weihe zeigen,  
Getäuscht die Fremden lassen in der Wölfe;

Der Vorhang reißt und die Musik muß schwelgen,  
Der Tempel auch verschwand und in der Ferne  
Zeigt sich die alte Sphinx in Riesengröße.

---

2.

## Schellings Weltseele.

---

Vom trüben Schlaf erwacht zu lichtem Denken,  
Hat sich der Mensch zum Himmel aufgerichtet,  
Kann nun, wo träge Furcht ihn sonst vernichtet,  
Die Wunder des Bewußtseyns schaffend denken.

Zum ersten Lohn, den ihm die Götter schenken,  
Daß innre Kraft den innern Streit geschlichtet,  
Bernimmt er was vom Aether sie gedichtet,  
Und will mit Liebe sich ins Lichtmeer senken.

Wie dennoch Eins die Kraft in allen Schranken,  
Und leichter Aether mächtger als die Masse;  
Das lebt und brennt in deinem kühnen Streben!

Es sinnt der Geist, wie er die Erge fasse;  
In todter Bildung sieht er Täuschung schwanken,  
Das innre Wesen blizt im freyen Leben.

---

3.

D a s A t h e n a e u m.

---

Der Bildung Strahlen all' in Eins zu fassen,  
Vom Kranken ganz zu scheiden das Gesunde,  
Bestreben wir uns treu in freyem Bunde,  
Und wollten uns auf uns allein verlassen:

Nach alter Weise konnt' ich nie es lassen,  
So sicher ich auch war der rechten Kunde,  
Mir neu zu reizen stets des Zweifels Bunde,  
Und was an mir beschränkt mir schien, zu lassen.

Nun schreyt und schreibt in Ohnmacht sehr geschäftig,  
Als wärs im tiefsten Herzen tief beleidigt,  
Der Platten Volk von Hamburg bis nach Schwaben.

Ob unsern guten Zweck erreicht wir haben,  
Zweifel' ich nicht mehr; es hats die That beeidigt,  
Daß unsre Ansicht allgemein und kräftig.

---

4.

Z e r b i n o.

---

Gemahlen und gewalzt mit munterm Spiele  
Schau hier des Volkes negative Dichter;  
Versteh nur erst den tiefen Sinn der Mühle,  
So fühlst Du Leser! bald im Haupt dich lichter.

Dem Garten gleicht dieß Buch im Festgewähle:  
Maskirt erscheinen neu die armen Wichter  
Warm haucht die Luft, Fontänen plätschern kühle,  
Und ferne schimmern künstlich bunte Lichter.

Verkehrt ist alles in den süßen Possen,  
Statt Ja sagt das Eslein selber Ny;  
Ergötzlich spielen drein mit Narrenschwänzen  
Theater, Aufklärung und Nokolat.  
So mahl denn Tück! mahl fernor unverdrossen  
Der Schriftensteller albernste Tendenzen.

---

VII.

N o t i z e n.

---

Moralische Erzählungen von Ramdohr.

In der ersten der zahlreichen Vorreden, die diese Erzählungen wie eine Brustwehr gegen üble Nachrichten schützen sollen, wird uns ausführlich dargethan, warum sie für moralisch sollen gehalten werden. Sie machen nemlich nicht den mindesten Anspruch auf poetischen Werth: ganz prosaisch und mit sorgfältiger Vermeidung aller blühenden oder gar glühenden Fantasie, gegen welche Jugendsünde der Verfasser nicht genug zu warnen weiß, begnügen sie sich „gebildeten Menschen in verwickelten und seltenen Lagen eindringenden Rath zu ertheilen“ und „einen anschaulichen und sehr speciellen Unterricht zur bessern Einrichtung der Denk- und Handlungsweise im gemeinen Leben zu geben.“ Neben der Belehrung sollen sie auch beyläufig unterhalten, so wie „die Poesie beyläufig zur Veredlung der Sitten mitwirkt.“ — Ob sie nun am Unterhalten durch das Belehrende, oder am Belehren durch das Unterhaltende verhindert werden, kann man

so eigentlich nicht wissen: gewiß ist es aber, sie thun weder das eine noch das andere. Uns kommt diese Zwittergattung wohl eigentlich von den Franzosen, die sie *Moral* nennen, weil sie es überhaupt nicht sehr genau mit den philosophischen Benennungen nehmen: denn dies Zergliedern der Charaktere, und dies haarfeine Ausspinnen und beängstigende widersprechende Zerren der unergründlichen Motive gehört ja eher zu dem, was man Psychologie nennt, wofür aber die Franzosen keine Benennung haben; ihre Contes nennen sie *moraux*, weil sie nicht *physiques* sind. Aus demselben Grunde sind denn auch diese Erzählungen wohl moralisch zu nennen, oder auch *per antiphrasin*, weil alle darin handelnde Personen eben nichts von *Moralität* wissen.

Eitelkeit und Untreue in der Liebe ist gewöhnlich die Sünde dieser Helden und Heldinnen; Langeweile, Leere des Herzens und oft der bittere Tod ihre Bestrafung: gehen sie aber noch zur rechten Zeit in sich und bessern sich, so führen sie zur irdischen Belohnung ein zufriednes Leben. Eheleute besuchen sich friedlich einander; der Mann sagt der Dame einige Worte sehr delikate ins Ohr, und nickt sie ihm dann freundlich zu, so geht er sehr delikate nicht mit dem Gast nach Hause, welche Maaßregel nicht wenig beiträgt, das gute Vernehmen zu erhalten. Sie gehen auch zusammen ins Theater; dies ist gemeinhin der Ort, wo die sympathetisch fühlenden Seelen sich begegnen, und die beste Gelegenheit für Liebende oder für Eheleute tiefe Blicke in ihre Herzen zu thun. Was kann

man gegen so mäßige Menschen und eine so vernünftige Lebensart einwenden? — In der einen Erzählung, Signora avveduta genannt, kommt eine Dame sehr zur rechten Zeit dem Erzähler zu Hülfe, wie er eben auf einer Reise den Wagen gebrochen hat, und in Gefahr ist, sich mit einem sehr schlechten Nachtlager behelfen zu müssen. Die Dame bietet ihm sogleich äußerst gefällig einen Platz in ihrem Wagen an, und erzählt ihm, indem sie fahren, etwas unbesonnen und lebhaft ihre Geschichte, die eben so unbesonnen und lebhaft ist. Sie ist aber recht artig diese Geschichte; man weiß es der guten Dame vielen Dank, daß sie nicht langweilig ist, und man glaubt gewiß, der Aufgenommene werde sich nicht weniger dankbar zeigen. Statt dessen giebt er ihr aber im Ton der den Fabeln angehängten Nuzanwendung eine recht berbe Lektion, und endigt so die niedliche Erzählung. Wundern könnte es einen nicht, wenn die Dame den Schlag geöfnet, den Moralisten eben so artig aus dem Wagen gewiesen, und ihn auf freiem Felde hätte stehen lassen. Wer wird auf Kosten der Höflichkeit moralisiren wollen?

Herr von Rambohr besitzt nicht allein tiefe Menschenkenntniß; sondern auch eben so tiefe Götterkenntniß. In Daphne und Apollo hat dieser Kenner und Zergliederer der Leidenschaften die alten Götter haarscharf charakterisirt, und ihr gewaltiges Wollen richtig motivirt. Apollo's Hirtenleben und seine Liebe zur Daphne ist zu einer sehr delikaten Hofintrigue ausgebildet, worin Apollo die Rolle eines ziemlich



lockern Pagen, Jupiter die eines Erziehers nach den neuesten pädagogischen Grundsätzen spielt, und worin die Anekdote mit der Elytie dreist mit verwebt ist. Wie in aller Welt können Personen, die sich so büßgerlich ausnehmen, auf einmal ganz genialisch sich in Sonnenblume und Lorbeer verwandeln? Diese Erzählung schließt mit dem Ausruf, „o Rousseau! o Petrarca!“ — O Apollo! o Ramdohr! möchte man rufen. — So sehr der moralische Erzähler auch bemüht ist, die Auswüchse seiner jugendlichen Fantasie, als ungeziemend für Dichtungen dieser Art zu unterdrücken, und so oft er auch gegen eine lebhaftere Einbildungskraft als die Quelle vieles menschlichen Glanzes warnt, so kann er ihrer doch nicht immer Meister bleiben. Der Aufenthalt am Garigliano war ursprünglich wohl nur zum Bekanntwerden mit den vier Damen bestimmt, welche zum Gegenstück für Humes vier Philosophensekten, als Repräsentantinnen der vier weiblichen Glückseligkeitsysteme auftreten: dennoch trifft man hier ein Paar unartige überlästige Passagiere, die zwar dem Erzähler damals viel Langeweile machten, aber mit dem Zweck in gar keiner Verbindung stehen, bloß als unaufhaltbare Regung der Fantasie bei der Erinnerung an jene Langeweile. So werden die schrecklichen Folgen der Fantasie bestätigt; und was darf man nicht von ihr fürchten, wenn sie noch an den Grenzen der Lüneburger Heide solche Unordnungen anrichtet? Sie war auch einigermaßen, und gewiß gegen die redliche Absicht des Verfassers in den Biographien der Damen mit im Spiele! Aber

trotz ihr gehören diese vier Erzählungen zu den besten in der ganzen Sammlung. Nur muß man zu vergessen suchen, daß sie mehr als artige Erzählungen seyn, daß sie philosophische Gegensätze vorstellen sollen.

Als Anhang, und geflissentlich von den moralischen Erzählungen getrennt, erscheint: Odoardo und seine Tochter. Es wäre viel besser gewesen ihn nicht von jenen zu trennen; er ist ganz und gar nicht davon verschieden, und man hätte denn doch besser gewußt, was man von ihm denken soll. Den handelnden Personen hätten nur andere Namen sollen gegeben werden: denn daß sie die Namen des Lessingschen Trauerspiels tragen, erläutert weiter nichts, sondern es erinnert nur ohngefähr eben so daran, als ob man ganz wohlbekannte Marionetten in ein und demselben Kostüme und mit denselben Masken erst ein heroisches Stück aufführen und gleich darauf dasselbe Stück in einem pantomimischen Karikatur-Ballet vorstellen sähe. Appius und Virginia in ein bürgerliches Trauerspiel zu verwandeln, ist gewiß eine verfehlte Idee, und schon oft mit Recht getadelt worden. Auch Herr von Ramdohr hat das Unschickliche darin gefühlt: aber wie vornehm erscheint doch Lessings Einkleidung der Virginia gegen diese Travestirung der Emilia Galotti! Emilia vermählt an den elenden verhaßten Marinelli; ihr Vater durch eine Verbannung von ihr getrennt; der Fürst ein wahres Ungeheuer an Bosheit und niedriger Verberbtheit; Orsina sehr interessirt, und eifrig bemüht Emilien verführt zu sehen, und einige hinzugegedichtete verwirrte und ver-

wirrende Menschen als Umgebung: dies alles macht es dem bedrängten Vater freylich nothwendig seine Tochter zu ermorden, besonders da er in dem Augenblick sieht, sie wolle ihn zu Gunsten ihres Verführers verrathen. So ist freylich die Katastrophe vortreflich motivirt, dafür aber auch das Ganze vortreflich entmotivirt. — Schade, daß die Mutter Claudia weggeblieben ist! sie sagt im Trauerspiele ein Paar Worte, die hier sehr gut passen würden: „O wenn das die Menschen kennen heißt, wer wollte wünschen sie zu kennen!“ —

Die bescheidene Furcht, welche der Verfasser am Ende der erwähnten Vorrede wegen des Ausspruchs der Kenner äußert, ist gewiß sehr ungegründet. Herr von Ramdohr wage sich getrost ferner an Dichtungen dieser Art! —

---

Wie, lieber Freund? Aus dem dritten Theil des Philosophen für die Welt soll ich ersehnen, daß Engel gar wohl im Stande ist, auch jetzt noch etwas Gutes zu schreiben? Nun, das ist lustig! Ihre Widerlegung ist gewiß eben so a priori als meine Behauptung es damals noch war: denn wenn Sie das Buch gelesen hätten, würden Sie die schönste Bestätigung meines Satzes darin gefunden haben. Das Lustigste ist, daß es auf das gut oder nicht gut gar nicht einmal ankommen darf; ich habe mich lediglich an das Jetzt zu halten. Sehen Sie die einzelnen Stücke nur flüchtig an, und es wird Ihnen gleich

einleuchten, daß man keine günstigere Conjectur aufstellen kann, als die, daß fast alles ohne Veränderung aus alten Papieren genommen ist. Daß der Malteserritter zu der neuen bayrischen Zunge gehört, die nun schon zum zweiten Male neu ist, daß über den Werth der Kritik Mendelssohn noch redend eingeführt wird, und daß das junge Frauzimmer in der „Spinne“ gar in das Sechszehnte Stück des Philosophen für die Welt zu Hause gehört — gestehen Sie, antiquirter kan man unmöglich sein: — darauf will ich mich gar nicht einmal berufen. Glauben Sie indeß nicht, daß diese Verlegungen in alte Zeit etwa nur die Form constituiren, die doch jeder Schriftsteller frei wählen kann: nein, nein! es sind höchst wesentlich und nothwendige Decorationen, ohne die das Buch auch nicht einmal einen Inhalt haben würde. Wenn man nichts als alte abgemachte Sachen vorbringt, von denen heut zu Tage gar nicht mehr die Rede sein kann, so thut man freilich wohl, auch die Scene in alte Zeiten zu verlegen. Bis auf den Gipfel des Aetna sollen wir uns bemühen, um zu erfahren, daß menschliche Glückseligkeit nicht im Besitz, sondern im Streben und Erringen besteht; Graun, Euler und Mendelssohn werden aus der Unterwelt citirt, um uns zu sagen, daß die Kritik zwar nicht Kunstwerke zu produciren lehre, aber doch an und für sich einen Werth habe und nebenbei auch noch dem Künstler nützlich sei; in ein Irrenhaus müssen wir gehen, und dort bis an die Grenzen des Ekels aushalten, um zu lernen, daß das Laster — noch dazu nach dem

dem ganz gemeinen Begriff, wo es endlich auf die Liederlichkeit hinausläuft — ein Wahnsinn sei; und für ein Paar Stückchen Theodicee, daß nemlich am Ende auch der Unverstand das Gute befördere, und daß die Welt ohne Tod unmöglich bestehen könne, muß der gute Las Casas sich zum Deismus des achtzehnten Jahrhunderts bekennen, und hintennach noch eine ganze rührende Geschichte gedichtet werden! — Wo in aller Welt mag die Welt liegen, für die man noch jetzt über diese Dinge so philosophiren müßte, als wüßte nicht Jedermann längst, woran man damit ist? Wo ist jetzt noch die Rede von der Herbeirufung der Franzosen zur Verbesserung unserer Litteratur? — Sie kennen die alte Legende von den Schläfern? Es ist doch nichts so toll erdacht, was nicht endlich einmal wahr würde! Mir wenigstens hat das Buch gerade den Eindruck gegeben, als ob Engel, Gott weiß wieviel Jahre, geschlafen hätte, und nun, ohne sich erst die Augen zu waschen, und sich in der Welt ein wenig umzusehen, gleich so weiter fortredete. Ich schwöre Ihnen, ich habe ordentlich darauf studirt, wie ich ihm auf die beste Art alle die kläglichen Ereignisse vorbringen wollte, von denen er doch früher oder später hören muß. So böse ich aber auch bin, in Einer Rücksicht ist mir das Buch unendlich viel werth. Wenn nun wieder von der Arroganz der jüngeren Schriftstellergeneration die Rede ist, kann ich doch alle mühsamen und gründlichen Erörterungen zur Berichtigung der Begriffe sparen, und vermittelst dieses Buchs gleich zur Anschauung bringen, wie die wahre

Arroganz aussieht, und wo sie anzutreffen ist. So viel Papier zu verschwenden, um so höchst triviale Dinge zu sagen, und dann noch die Prätension, daß man die alten Bände eines verlegenen Buches dazu bei der Hand haben soll: gröber und arroganter und schlechter gegen das Publikum läßt sich nichts denken — das Eine etwa ausgenommen, wenn diese Gedanken sich hätten unterstehn wollen, allein und ohne den großen Hofstaat von Nebenarten, der sie umgiebt, aufzutreten, als ob sie für sich auch etwas sein könnten, das wäre freilich noch ärger gewesen.

Wenn Sie beim Lesen auf den „Joseph Zimm,“ die „Standrede,“ und das Gespräch „über die Furcht vor der Rückkehr des Aberglaubens“ kommen: so werden Sie vielleicht sagen, daß Engel doch gar wohl wisse, was sich seit kurzem in der Welt zugetragen hat. Ja freilich! und es scheint wirklich, als habe er nicht die ganze Zeit geschlafen, auch nicht bloß gelebt, um zu lernen „daß in der Welt nichts unmöglich, und nichts unausbleiblich ist;“ sondern als habe er sich mit vielem Nutzen darauf gelegt, sein Talent zum Drolligen recht auszubilden. Die Specula auf der Pfarrwohnung, die gottselige Frau, und der Idealist machen sich im Joseph Zimm recht hübsch zusammen, und Sie werden Sich ordentlich freuen, daß der Verfasser die gemeinen dummen Nebenarten über diese Philosophie — wie z. B. daß ein Mensch seinen eignen Vater macht, und daß Arme und Beine nicht Arme und Beine sind — doch auch schon gehört hat; so auch die alberne und ganz falsche

Ansicht des Kant, die in der „Standrede“ verarbeitet ist. Ist es aber nicht wunderbar, daß gerade diese nicht einem andern untergelegt worden ist? Warlich, ein Philosoph für die Welt sollte doch — wäre es auch nur der im Joseph Zimm so hübsch ausgeführten etymologischen Einheit zu Liebe — von der Philosophie für die Schule ein klein wenig mehr wissen; das gegen für jeden Spaßmacher dieß gerade genug gewesen wäre. Doch das gilt nur, so lange man das acht und dreißigste Stück noch nicht gelesen hat. Dieses ist der Kern und Mittelpunkt des ganzen Buchs, es macht klar was es eigentlich mit der Philosophie für die Welt zu sagen hat, und sichert den Verfasser besser als irgend eine Vor- oder Nachrede hätte thun können vor allen ungebührlichen Ansprüchen. Die Philosophie besteht nemlich darin, daß es gar keine Philosophie geben soll, sondern nur eine Aufklärung; die Welt ist eine Versammlung gebildeter und unterrichteter Zuhörer, die jedoch hauptsächlich zu Tische sitzen und nur demnächst schöne Sachen hören wollen; und unser Philosoph will — wie einer der Unterredner Hr. J., nur auf eine weit uneigennützigere Art als dieser — die Ehre haben, eine solche Versammlung durch sophistische Klopffechtereyen zu unterhalten, in denen ganz offen und eingeständlich flitternde Bilder statt tüchtiger Gedanken, wie lustige Sprünge statt eines richtigen Ideenganges gelten, und ein schönes Wortgeklingel den Geist entbehrlich machen soll. Werden Sie sich nicht, wie ich, freuen, daß Ihnen nach dieser Entdeckung nichts mehr übrig bleibt, als

im letzten Stück — welches auf eine höchst komische Art das ganze Buch mit einer Hochzeit beschließt — eine Erinnerung an die in solchen Fällen höchst tröstliche Lehre von der Nothwendigkeit alles Wirklichen?

Nun sind wir freilich am Ende; aber ich kann Ihnen nicht helfen, Sie müssen noch einmal von vorne anfangen, und das zur gerechten Strafe. Haben Sie doch auch das Gerücht unterhalten, daß Engel ein Meister in der Composition kleiner Aufsätze wäre! Ich versichere, es soll Ihnen schwer werden, auch in dieser Rücksicht etwas schlechteres zu finden. Wenn Jemand Reisebeschreibungen oder philosophische Abhandlungen in Briefen schreibt, die nichts weiter von Briefen haben, als daß mein Herr, oder theuerster Freund darüber steht: so ist das unstreitig eine schlechte Manier; aber man weiß doch gleich, daß auf die Form weiter kein Werth gelegt werden soll, und läßt sich zur Noth gefallen. Eben so fordere wenigstens ich von einem Dialog weniger, wenn die Personen A und B heißen, oder ohne weiteres nur mit einem Namen eingeführt werden. Sobald man aber diese Formen individualisirt, sobald offenbar Koketterie mit ihnen getrieben wird, und die Einbildung von ihrer Vortrefflichkeit so weit geht, daß der Verfasser glaubt, die Leser in besondern Anmerkungen benachrichtigen zu müssen, diese Formen seien nur fingirt: so müssen sie doch wenigstens mit einiger Consequenz ausgeführt werden, so muß doch Brief und Dialog so beschaffen sein, daß man die Möglichkeit sieht, solche Personen könnten in solchen Verhältnissen



so geredet oder geschrieben haben. Auch diese geringe Forderung werden Sie nicht erfüllt finden! Wer in aller Welt wird sich in Catania hinsetzen, um an eine ganz artige Beschreibung einer Aetnareise so höchst gemeine, so Gott will philosophische, Betrachtungen anzuflicken? Und nun gar ein Maltheserritter! Und wie sollte der sich nicht anders charakterisirt haben, als durch eine Anspielung auf die heiligen Wallfahrten, durch die Dummheit, daß er sich für einen milden Stoiker nimmt, und — durch einige Sprachfehler? Gestehen Sie, daß das ungemein schlecht ist! Und dieses gänzliche Verfehlen der mit so vieler Prätension eingeleiteten Individualität werden Sie überall wiederfinden, beim Las Casas, bei dem jungen Frauenzimmer, beim Mäcen. Dieser aber ist bei weitem das Ärgste. Einen so weitschweifigen, durch und durch modernen, unrömischen und unbrieflichen Brief soll Mäcen dem August geschrieben haben! Das Stück ist so unendlich langweilig, daß ich Ihnen gern ganz ersparen möchte es zu lesen. Hören Sie also nur Einiges, ich will ganz treu referiren, und ich hoffe Sie sollen genug haben. Mäcen redet von „Meistern die dem herrlichen Instrument der reichsten, gebildetsten, wohlkündendsten Sprache seine himmlischen Wohllaute, seine bezaubernden Harmonien entlockten;“ von den „feineren und edleren Ergößungen, die einst das Volk von Athen mit so schwärmerischer Anhänglichkeit liebte; von der „Bonne, die dem Imperator bevorsteht von so überschwenglichen Schönheiten gerührt zu werden,“ von „ersten Musterwerken des reinen ächten Ge-

schmacks;“ ja, in der Verlegenheit Horazens Satyren zu beschreiben nennt er sie „moralisch satyrische Versuche.“ Was sagen Sie dazu? Dabei versichert der Verfasser sehr ernsthaft: dies sei keinesweges jene weichliche und getändelte Sprache die Mäcen gehabt haben soll. Ist das jene nicht sehr präcis? Die Gespräche sind wohl etwas besser, und das an sich unbedeutendste ist der Form nach das beste: aber auch diese! Wie wunderbarlich schließt das zweite von denen über den Werth der Kritik mit der Nachricht: daß ein Jude, Namens Abraham Wulff Lessingen zu seinem Al Hasi geseßen hat! Auf eine ungebührlichere Art hat wohl noch nie ein vornehmer Schriftsteller einen guten Freund unsterblich machen wollen. Was für Reden kommen im „Irenhaus“ vor mit allen Amplifikationen, die man kaum der Kanzelberedtsamkeit verzeiht. Diese dominiren überhaupt sehr; Briefe und Gespräche müssen sich gefallen lassen, auf eine solche Art rhetorisiert zu werden. Wollen Sie das schön finden? Wollen Sie mich überreden, daß ein solcher Schriftsteller auch nur die ersten Anfangsgründe der Composition inne habe? Doch, was rede ich länger? Sie haben mir gewiß schon längst in allem Recht gegeben, und werden es noch mehr, wenn Sie das Buch erst lesen. Also genug von Ihrem Engel. — — —

Vollkommen genug freilich für den Freund, um ihn von einem alten Irrthum, von der Art die sich so leicht einsaugen, zurück zu bringen: aber vielleicht noch nicht genug für Alle zur Würdigung des Buches. Man liest es doch nicht ohne ein gewisses Vergnün-

gen, wird man sagen. Allerdings, und dies hat einen doppelten Grund. Erstlich ist alles darin sehr gut, was Anekdote ist; sie sind pikant erzählt, und man kann gewissermaßen sagen, daß die Mimik des mündlichen Vortrags hier mit in Worte gesetzt ist, wie Lessing die Deklamation des Vorlesers in Worte setzte. Diese Kunst ist nicht zu verkennen, und sie wäre allen in einer ähnlichen Art erzählenden Schriftstellern zu wünschen. Möchte sich doch Engel dieser Gattung widmen! und warum sollte er gerade das nicht sein wollen, worin er wirklich ein Virtuose sein kann? Ueber den Unterschied zwischen dem was sich in dieser Gattung nur sagen, und dem was sich auch drucken läßt, müßte er freilich noch nachdenken. Er hat hier zweimal den Aufsatz zu einem Gastmal genommen; will er uns wirklich eins geben, so sei es ein Gastmal von Anekdoten, es wird ein dankenswerthes Geschenk sein. Nur kein philosophisches, bis er von den Pythagoräern etwas merkwürdigeres weiß, als daß sie zuversichtlich auf das Wort ihres Meisters schworen, bis ihm Aristoteles aufhört ein hageres Geripp zu sein, und er andere Werke dieses Philosophen höher schätzt als die Poetik; ja wenn es möglich ist, bis er den Platon etwas anders ansieht. — Zweitens haben die einzelnen Perioden eine für das Ohr sehr angenehme Struktur, und der Wohlklang ist bis ins kleinste hinein sorgfältig herausgearbeitet. Dies findet sich in dem Grade noch nicht häufig in unserer Litteratur, und da es hier eben anzutreffen ist, so begnügen sich die Meisten damit. Wie viele lesen wohl

auch mehr in einem Buche als die einzelnen Perioden und ihre Theile? Wer darüber hinausgeht, wer auch in der Art, wie verschiedene Perioden auf einander folgen und wechseln, eine gewisse Melodie, und in dem Ganzen einen Ton finden will, der dem Gegenstande und der Stimmung angemessen ist, der möchte freylich größtentheils leer ausgehn. Wenn uns also nicht einmal die Euphonie im größten Sinne dargeboten wird, und die kleine Kunst derselben mit jenem erzählenden Talent verbunden den ganzen Werth der Engelschen Schreibart ausmacht — denn, um an höhere Forderungen nicht zu denken, gegen die grammatische Correctheit möchte noch manches einzuwenden sein; — so ist wenigstens nicht zu wünschen, daß mehrere Schriftsteller sich diese Vorzüge mit ähnlicher Aufopferung der Kraft und des innern Gehaltes zu eigen machen möchten.

S — r.

---

Nicht selten giebt man schon dadurch Anstoß, daß man an einer verrufenen Sache keinen nimmt, dieß wird nämlich auf Gleichgültigkeit bey der Anfechtung des Ehrwürdigen und Heiligen, oder wohl gar auf ein Einverständniß mit den Anfechtern gedeutet. Die welche sich nicht so leicht irre machen lassen, müssen hingegen in der entgegengesetzten Gesinnung eine übel versteckte Verführbarkeit, Kleinmuth und Mangel an Zuversicht auf die Güte der Sache und die Festigkeit des eignen Willens wahrnehmen. Sie sind also berechtigt, an dem Anstöße jener wieder An-

stoß zu nehmen, denen sie unfehlbar hiedurch von neuem Anstoß geben werden: und auf diese Art könnte der Anstoß so lange hin und her gestossen werden, daß zuletzt lauter Verstoße gegen die gesunde Vernunft und die freymüthige Mittheilung der Gedanken herauskämen. Das einfachste und unanstößigste in solchen Fällen ist also wohl: ohne alle Rücksicht auf die Schwachen seinen Gang zu gehen, und der besteht hier, wo von einem als unsittlich und irreligiös berücktigten Gedichte, Parny's *Guerre des Dieux* die Rede seyn soll, darin, es bloß in poetischer Hinsicht zu beurtheilen. In so fern es ein ächtes Kunstwerk ist, werden jene Vorwürfe es nicht treffen; denn die nothwendigen Sphären und Elemente der menschlichen Bildung: Sittlichkeit, Religion, Philosophie und Poesie können niemals zerstörend in einander eingreifen, ihr Widerstreit kann nur scheinbar seyn. Dieser feste Glaube, in dem die ächte Toleranz bestehen möchte, würde an einem Beispiele bewährt werden, wenn sich fände, daß gerade aus dem poetisch mangelhaften das in Bezug auf Religion und Sittlichkeit tadelnswürdige hervorgeht. Aber wie soll dieß ausgemacht werden, wenn die Eiferung nicht erlaubt, sich dem Eindrücke des Gedichts mit unbefangener Ruhe zu überlassen?

Parny's Werk hat in Frankreich viel Aufsehen gemacht, das National-Institut hat ihm dafür den Preis der Poesie gewissermaßen zuerkannt und ihn doch davon ausgeschlossen, wie Piron ehemals wegen seiner ausschweifenden Verse nicht in die Akademie

gelangen konnte. In deutschen öffentlichen Blättern ist darüber, so viel ich mich besinne, nirgends ordentlich gesprochen, sondern bloß die Verurtheilung ausgerufen worden, man hat das Buch verboten, nicht bloß wo man zu verbieten gewohnt ist, sondern sogar an den allgemeinen Stapelplätzen des Buchhandels. Ist denn hier wirklich ein so gewaltiger Titane und Himmelsstürmer aufgetreten, oder läßt ihn nur die Kleinheit der umgebenden Welt riesenhaft erscheinen?

Der Kampf der alten und neuen Gottheiten ist, in einem ernsteren Sinne genommen, ein wahrhaft poetischer Gegenstand. Es giebt nicht leicht ein größeres und tragischeres Schauspiel in der Geschichte, als die Zerstörung eines Götterdienstes, der die gebildetste Mythologie, die Blüthe schöner Sinnlichkeit und eben darum vergänglich, darstellte, und aller daran geknüpfter Herrlichkeiten des classischen Alterthums, durch eine erhabne geistige Offenbarung, die auf Hintanziehung alles Irdischen drang, und selbst den innern Menschen zum Opfer verlangte. Auch ist diese Begebenheit schon mit dem ganzen Zubehör der Dichtung, mit Wundern aller Art umgeben, auf die Nachwelt gekommen. Freylich verherrlichten diese nur den Sieg der christlichen Religion, ihre ermattete Gegnerin konnte keine mehr hervorbringen, jedoch erscheint ein Mann wie Julian, der alle edlen Schatten des Alterthums zum Streite gegen das Christenthum herausbeschwor, fast im Glanz der alten Heroen. Dieser Streit entschied nichts geringeres als die Trennung und völlige Entgegensetzung der alten und neuen

Welt. Ja er ist gewissermaßen ewig und nothwendig, denn seine beyden Prinzipie: Vergötterung der Natur und des Lebens, und vernichtendes Hinausstreben der Freyheit über beydes, sind gleich ursprünglich im Menschen gegründet; so erneuert er sich immer noch in unsern Gemüthern, indem wir das höchste der alten und neuen Bildung zu vereinigen streben. Es begreift sich indessen, warum sich die Poesie bis jetzt so selten an diesen Gegenstand gewagt hat. Jede Mythologie (und auch eine geistige Religion wird sich, wo keine gewaltsame Hemmung eintritt, Mythologie als Symbolik ihrer innern Anschauungen an bilden) ist eine vollständige poetische Ansicht der Dinge, und soll sie mit einer andern, welche sie ausschließt, zugleich als reell dargestellt werden, so muß entweder in der Reflexion des Dichters, oder in der Welt der Erscheinungen ein gemeinschaftlicher Boden gefunden werden, welches schon eine Erhebung über beyde voraussetzt. Wo aber ein solcher Punkt berührt wird, da strömt großes und schönes in Fülle hervor. Man erinnere sich nur an Schillers Götter Griechenlands; auch Goethe's Braut von Korinth erhält hauptsächlich dadurch die erschütternde Hoheit. Es lassen sich Tragödien und Dichtungen aller Art denken, die sich um diesen Angel drehen.

Daß sich dieser Stoff auch zu einer komischen Behandlung vorzüglich eigne, leuchtet daraus ein, daß das große Vorrecht des komischen Dichters, die Gesetze der Wirklichkeit aufzuheben, und seine scherzende Willkühr an ihre Stelle zu setzen, hier schon in der

Sache selbst liegt: Indem er die unverträglichen Mythologien mit einander streiten läßt, wird er sie zugleich als reell und als nicht reell, als Geschöpfe der Meinung und als Weltbeherrschende Wesen vorstellen, woraus eine umgekehrte Natur, ein lustiges Chaos entstehen muß, in welchem der Witz seine Blicke frey nach allen Seiten kann umherfahren lassen.

Die Wahl eines solchen Gegenstandes läßt also, besonders bey einem französischen Dichter, einen ausgezeichneten Grad von Genialität vermuthen. Freylich muß erst die Ausführung zeigen, wie er selbst seinen Gedankenbegriff, und in wiefern er wußte, was es mit seiner Absicht auf sich habe. Varny's Plan ist im ganzen mit Verstand angelegt, die verschiedenen Seiten bieten sich nach einander in einer leichten Folge dar, man vermißt nichts nothwendiges, und es ist auch nichts überflüssiges und fremdartiges herbegezogen. Sein Werk ist darin der Pucelle d'Orleans, dem einzigen Gedicht in französischer Sprache womit es verglichen werden kann, und das er auch in der äußern Form unstreitig vor Augen gehabt hat, weit vorzuziehen. Voltaire hat dabey zwischen seinem Begriff vom Ariostischen Rittergedicht und der scherzhaften Epopöe geschwankt, die schwerfälligere Erfindung geräth auf lauter episodische Abwege. Der Krieg der Götter ist mehr aus Einem Stück, es wird einem beständig gegenwärtig erhalten, warum es zu thun ist, auch scheint mir Ton und Schilderung im einzelnen gefälliger und weicher. Zwar fehlt es nicht an Stellen, wo die Hauptfiction um nichts vorwärts rückt,



aber sie sind dem Inhalte nach zweckmäßig ausgefüllt, wenn auch in der Herbeiführung des Eingeschalteten mehr Scharfsinn hätte aufgewandt werden können. Solche Lücken konnten nicht füglich vermieden werden: denn dergleichen allegorische Kriege sind ja eigentlich nur ein einziger Gegensatz, sie können nur scheinbar zu einer Reihe von Momenten ausgedehnt werden. Eben dieser Mangel an wahrer Handlung findet sich z. B. in des Cervantes Reise auf den Parnass, aber mit vollem Bewußtseyn, er gehört mit zu der durch das ganze hingehenden Ironie, und der Reiz und Nachdruck ist auf ganz etwas anders gelegt.

Der Dichter erzählt, nur selten führt er seine Personen in fortgehendem Dialog ein. Offenbar hätte doch die dramatische Form hier zum großen Styl der Behandlung gehört. Die alte Komödie ist ein ganz andres Ding als das scherzhafte Heldengedicht. In Aristophanes, namentlich in seinen Vögeln, den Elementen nach aber auch in seinen übrigen Stücken, lag das Muster zur Bearbeitung dieses Stoffes schon ganz fertig da. Wie dem ernstern Drama nichts wesentliches ist als Verwicklung und Auflösung, so ist es hingegen absolut komisch, wenn die dargestellte Handlung in einer bloßen Spiegelfechterey besteht, und die Sache am Ende auf demselben Punkte ist wie zu Anfange. Die eben erwähnte Unwesentlichkeit der Vorfälle, die in der Erzählung doch immer eine unangenehme Leerheit fühlen läßt, wäre alsdann sehr zu Statten gekommen. Ferner: aus eben dem Grunde, weswegen Aristoteles der Tragödie das im Epos er-

laubte Wunderbare verbietet, nämlich weil jene durch die unmittelbare Darstellung bestimmt sey als wirklich zu erscheinen, darf in der reinen Komödie das Wunderbarste und Wunderlichste, ja das in sich Widersprechende und Unmögliche dem Zuschauer vor die Augen gerückt werden. Der Komiker muß überall durch die That die unbeschränkte Willkühr erklären, womit er befugt und gesonnen ist, sich über die bestehenden Ordnungen hinauszusetzen; durch die nahe Gegenwart gewinnen seine Erdichtungen einen ungleich dreisteren Charakter, und so entsteht jene unvergleichliche Tollheit der Freude und des Witzes, gegen welche die kühnsten Wagstücke des Erzählers nur nüchtern und beschränkt herauskommen.

Welchen gewaltigen Schritt vorwärts hätte die Französische Poesie gethan, wenn einer ihrer Dichter seinen Landsleuten die Möglichkeit einleuchtend zu machen wüßte, einen solchen fantastischen und durchaus komischen Stoff, ich will nicht sagen auf die Bühne zu bringen, (dazu würde die Freyheit der politischen Komödie der Athener erfordert, die in Frankreich aus bekannten Gründen noch in langen Zeiten nicht, oder vielleicht nie zu erwarten ist) aber doch für die Lesung in Form eines Schauspiels zu behandeln. Ein Dichter, der sich mit seinem Spott in das religiöse Heiligthum wagt, sollte billig nicht bange seyn für einen Kezer in der Poetik zu gelten, noch an Vorurtheilen conventioneller Theorie hängen. Allein die dialogisirten Stellen beweisen zur Genüge, daß Parny dieser höheren Lösung der Aufgabe keines-

257 B

weges gewachsen war. Er fällt alle Augenblicke aus dem Ton und Charakter seiner Personen, und zwar nicht aus komischem Uebermuth, sondern geradezu aus Ungeschicklichkeit und Unvermögen. Wo auch das Richtigere angedeutet ist, zeigt sich doch das geringe Maaß seiner mimischen Talente. Man nehme die in der That wichtige Stelle, p. 33. 34. über die psychologische Verwirrung dreier Personen in Einem Wesen und also auch Einem Bewußtseyn. Wie viel besser hätte sich dieß benutzen, welche Trio's hätten sich anstimmen lassen, worin Grammatik, Logik und Arithmetik mit den drolligsten Sinn- und Wortspielen auf den Kopf gestellt wären! Zu welchen herrlichen Contrastirungen und Parodien Griechischer und Hebräischer Poesie wäre überhaupt Veranlassung gewesen! Die Beschaffenheit seiner Sprache entschuldigt den Dichter nur halb; denn wiewohl an eine Ummodelung derselben mit Aristophanischer Reckheit vor der Hand nicht zu denken ist, so kommt doch dabey viel auf Wollen und Wagen an, und schon mit einer herzhaften Rückkehr auf die Bahn des Rabelais ließe sich etwas bedeutendes ausrichten.

Da ich einmal den Aristophanes habe erwähnen müssen, um meine Gedanken deutlich zu machen, so mag uns der Rückblick auf ihn auch für zwey andre Stücke, nämlich die lusternen und ausgelassenen Gemählde, und den Spott über religiöse Gegenstände den richtigen Standpunkt finden helfen. Bey der alten Komödie ist es Grundprinzip, daß die Götter Spaß verstehen, ja daß sie auch hierin göttlich, d. h.

den Menschen unermesslich überlegen sind. Von gutgelaunten und liberalen Göttern steht dieß auch billig zu hoffen: denn da der Wiß eine göttliche Gabe ist, so bietet man ihnen nur wie in andern Fällen einen Theil ihrer eignen Wohlthaten zum Opfer, wenn man sich über sie lustig macht. Wenn der Satz: der Mensch bilde seine Götter nach sich, näher auf einzelne Nationen bezogen wird, so möchte Späß verstehen eben nicht die Stärke Deutscher Nationalgötter seyn; mehr der Französischen und noch mehr der Italiänischen. Was haben sich nicht so viele italiänische Dichter vom Boccaz an, ungeachtet ihres Katholicismus erlaubt! Ueberhaupt war jene düstre Aengstlichkeit, die Gottheit ja nicht durch irgend ein scherzendes Wort zu beleidigen, die für ihre Größe vielmehr beleidigend als ehrend ist, im ganzen Mittelalter nicht hergebracht. Man erinnre sich nur an die possenhafsten Aufzüge, die Esels- und Narrenfeste, die lustige Darstellungsart der Mysterien; noch bey unserm Hans Sachs kann man fast nicht zweifeln, daß er sich bey aller redlichen Andacht der leisen Parodie bewußt war, wenn er z. B. Gott den Vater die Kinder der ersten Eltern katechisiren läßt. Die entgegengesetzte illiberale Gesinnung ist erst in neuern Zeiten dem Christenthum angeführt worden, als die Spaltungen in der Kirche und die Angriffe der sogenannten Freygeister zum Argwohn und zur wachsamem Selbstvertheidigung nöthigten. Indessen hat sie immer in umgekehrtem Verhältnisse mit gläubiger Einsalt und kindlicher Mystik gestanden; je mehr  
Halb-

Halbheit im Glauben und anmaßliche Aufklärung, desto mehr Strenge hierin. Man kann z. B. behaupten, daß die Udiabolisten eigentlich den gründlichsten Respekt vor dem Teufel bewiesen haben.

Die ernsthafte Lästerung wurde bei den Griechen eben so gut für ein Verbrechen gehalten wie bey uns, und dennoch durfte Aristophanes den Bacchus an einem ihm zu Ehren gegebenen Feste als Karikatur von einem niederträchtigen und feigen Weichling vorstellen. Woburch ward er nun vor Mißdeutung gesichert, und leistete auf der andern Seite Gewähr, daß er nichts Urges im Sinne habe? Dadurch daß er poetische Orgien feyerte, daß sein ganzes Werk ein Erguß spielender Lebensfreude war, daß er sich der Begeisterung des Scherzes hingab, der eben so wenig daurende Wirkungen bezweckte, als im Rausch geführte Reden zu gelten pflegen, wenn er vorüber ist. Bey Parny ist dieß nun gar nicht so, der bittere Ernst liegt im Hinterhalte, er verfolgt den Katholicismus und das Christenthum überhaupt mit wahrem Haß. Heißt es nicht sich auf die plumpestte Art kund geben, wenn er den Engel Gabriel, der die künftigen Schicksale der neuen Religion in einer magischen Laterne vorstellt, über das Unglück und die Gräuel welche ihre Verbreitung verursacht haben soll, im Ton eines Encyclopädisten declamiren läßt? Und wo bleibt die magische Laterne, wofür die vom Gabriel geschilderten Motive und Gesinnungen doch gewiß keine Bilder abgeben? Wo bleibt vor allen Dingen der Spaß? Gab es denn gar kein Mittel, so etwas (noch dazu

so abgenutzt) an den Mann zu bringen, als daß er es mit beleidigender Deutlichkeit gerade heraus sagt? Wie kann man nur bey so viel Zierlichkeit so ungeschickt seyn!

Parny meynt es mit allen Religionen ziemlich übel, außer mit seiner eignen, und diese ist der moralisirende Naturalismus, Deismus, oder wie man es nennen mag; mit Einem Wort, er ist ein Theophilanthrop. Ueber diesen Punkt scheint er selbst gar keinen Spaß zu verstehen. Er spottet über das Christenthum, weil er es haßt und verachtet, und aller Andacht dafür unfähig ist. Das ist in der That weder etwas Kühnes, noch etwas dichterisches. Nicht der schöne Muthwillen, der in göttlicher Freyheit schwärmend, aber eben darum unwillkürlich und absichtslos, auch sein heiligstes Preis giebt, und sich in demselben Gemüthe mit frommer Begeisterung verträgt, befehlet ihn, sondern der eitle, besonnene Nizel der Freydenkerey. Dieß ist recht eine nationale Eigenheit: so macht es auch Voltaire, und zuweilen sogar Diderot; um einen Pfennig werth trivialer Wahrheiten, verscherzen sie den wahren Scherz. Eben das also, wodurch sich Parny an der Religion vergeht, verlegt die Reinheit des komischen Witzes: nicht die Frechheit, sondern der Mangel daran. Wenn der Witz einer im Werk offen daliegenden Absicht dient, so ist er nicht mehr Meister; er gehorcht, und es ist dann kein Grund mehr vorhanden, warum er sich nicht den Gesetzen der Schicklichkeit, den politischen und religiösen Verfassungen fügen sollte. Sein poetisches Vorrecht der universellen Tollheit

gründet sich darauf, daß er unbedingt frey gelassen werden muß, um zu seyn was er seyn soll: mit jeder ernstern Absicht tritt er wieder in die Schranken der profaischen Welt.

Welche Verwandniß es mit den Theophilanthropen hat, weiß man, da wir in Deutschland längst die Sekte ohne den Namen haben. Es ist der völlig glatt und kahl geschorne Kopf der Aufklärung, dem ein äußerlicher Gottesdienst nur wie eine Perücke gegen Flüsse und Verkältungen übergestürzt wird. Unser Theophilanthrop, nachdem er sein System in der Kürze ernsthaft entwickelt und zwar seltsam genug dem heiligen Geist in den Mund gelegt hat, p. 30. fügt hinzu:

Rien de plus simple; aussi l'homme trouva  
ce fond trop pâle, et soudain le broda.

Ich glaube es wohl: wer wird nicht lieber ein sinnbildliches Schauspiel aufführen sehn, als immer und ewig vor dem unbemahlten Vorhange sitzen? Es verdient bemerkt zu werden, daß die Stelle wo der Ernst in Parny's Gedicht zu Hause ist, gerade den Mittelpunkt der absoluten Unpoesie ausmacht. Man hat es dem Christenthum häufig vorgeworfen, daß darin ein für die Poesie und alle schöne Kunst feindsliches Princip liege; es hat ja auch anfangs so zerstörend auf sie gewirkt, bis es allmählig mit ihren Ansprüchen eine Vermittlung einging. Allein das strengste Christenthum fodert doch nur Ertödtung des Fleisches, d. h. der Sinne und irdischen Leidenschaften; jene wollen, ihren dürftigen Begriffen zu lieb, Ertödtung

aller Fantasie, als des Organs der ihnen so verhassten Mystik, und somit greifen sie den Baum der Dichtung an der Wurzel an. Nach allem diesem muß man sich wundern, daß Parny noch so viel Sinn für Mythologie hat. Unter andern hat er die nordische der Griechischen schön angenähert und mit ihr kontrastirt; die Einführung des Odin samt seinen Untergottheiten und ihre Theilnahme am Kampfe gehört wirklich zu den glänzendsten Partien des Gedichts.

Was die durch dasselbe ausgebreiteten Gemählde der Wollust betrifft, so beschäftigt uns hier, wie sich versteht, bloß ihre poetische Statthaftigkeit; nämlich ob sie, wenn es einmal ein Gedicht über diesen Gegenstand geben sollte, mit zum Wesen der Sache gehören, oder nur um üppigen Sinnen zu schmeicheln, herangezogen sind. Der Komiker (der absolute Komiker, denn was späterhin Komödie hieß, kommt nicht in Betracht) soll den Menschen ins schlechte idealisiren. Dieß kann nichts anders heißen, als daß er dem thierischen Theil des Menschen über den vernünftigen die Oberhand giebt, in einem Maße und mit einer Evidenz der Erscheinung, wie es in der gewöhnlichen Wirklichkeit nicht Statt findet. Besteht also die komische Darstellungsart in karikirter Sinnlichkeit, so wird dabey natürlich jener verwünschte Naturtrieb sehr laut werden, der so oft alle Vorkehrungen der Vernunft zu Schanden macht. Ueberhaupt bietet sich da ein reichhaltiger Stoff zum Lächerlichen und zu witzigen Gegensätzen dar, weil so viele sittliche Begriffe, verständige heilsame Anstalten und erhabne



Empfindungen an eine Sache geknüpft sind, wo die Natur den sich freydenkenden Menschen als organisches Werkzeug zur Fortpflanzung der Gattung braucht: er hat sich daher mit der ehrwürdigen Anstalt, wodurch er in die Welt kommt, von je und je selbst zum besten gehabt. Was bey einigen Völkern Gegenstand religiöser Verehrung war, wird bey andern zu Fluchen gemisbraucht; und dieß hängt in der That zusammen: mit der Antwort, die ein Pabst gegeben haben soll, als man ihm einen unanständigen Fluch verwies, (*è però il padre di tutti li Santi!*) können sich die Anbeter der Fortpflanzungssymbole ebenfalls rechtfertigen. Dem zufolge sind die wisigen Unanständigkeiten des Aristophanes in künstlerischer Hinsicht gar nicht zu tadeln; man sieht auch, daß er sie, je nachdem es der Inhalt fodert, mehr oder weniger anbringt, und manchmal ganz wegläßt. Wo Götter komödirt werden sollen, kann es ohne dergleichen nicht abgehn: menschlich abgebildet, werden sie bestimmter oder verworrner unter einem Geschlechte gedacht, sie würden sonst Misgeburten oder Ungeheuer seyn; zur Karikatur gehören also auch die Possenstreiche des sich darauf beziehenden Triebes. Bey dem Kriege, den das vorliegende Gedicht schildert, ist die Leichtfertigkeit der alten Götter, und der große Werth, der auf die Tugend der Keuschheit von den Anhängern der neuen Religion gelegt ward, gerade der sinnliche Ausdruck für die Pole des ganzen Streites: die menschlich entstandne Religion geht hier wie überall auf Vergötterung der Natur aus, die geoffenbarte

auf Vernichtung des Irdischen. Dazu kommt, daß in der letzten für gewisse Mysterien denn doch Bilder von der unheiligen und so viel möglich wegzuräumenden Sache entlehnt werden mußten.

Bei den meisten ausgelassenen Stellen in der *Guerre des Dieux* ist die angegebne Beziehung auf den Gegenstand nicht zu verkennen; indessen wenn der Muthwille einmal im Gange ist, so läßt er sich nicht nach Maß und Gewicht bestimmen, und einiges in dieser Art muß also schon als *opus superrogatorium* in den Kauf gehen. Die Parodie der sieben Sakramente, p. 94 u. f. ist einer der frevelhaftesten aber auch der wichtigsten Einfälle. Nicht weniger komisch ist der Uebertritt der Satyren und ihre Umschaffung in Mönche. Die Geschichte eines liebenden Paares, das ein Gelübde ewiger Enthaltung gethan hat, und jedesmal wenn der schalkhafte Amor im Begriff ist, sie es vergessen zu machen, durch eine religiöse Erinnerung abgemahnt wird, ist allerliebft gedacht und ausgeführt. Charakteristisch und mit der ganzen Behandlungsart übereinstimmend, ist die Scheu des Dichters, auch da wo er über die Gränzen der Natur abschweift (wie in der Schilderung des weiblichen Klosterlebens) bis zum äußersten zu kommen, und die der Decenz so furchtbaren Worte auszusprechen: allein sie ist weder in moralischer noch poetischer Hinsicht zu loben. Denn fürs erste verhüllen diese Schleyer gar nichts (ungefähr eben so viel als die Veränderung in der neuen Ausgabe, nach der ich citire, wo die schlimmsten Stellen im Text weggelassen, und hinten angedruckt

sind) sie sind vielmehr der Begierde günstig, und dann verhindern sie den eigentlichen Zweck, das Lächerliche, das auf eine gewisse Höhe getrieben, die Fantasie schwerlich in eine wollüstige Stimmung kommen läßt, weshalb ich mich wieder auf den Aristophanes berufen darf. Wenn der Witz ein so zartes Gewissen für die gesellige Artigkeit hat, woher kommt ihm dann die Befugniß, sich fecklich und schonungslos über so viel wichtigeres hinwegzusetzen? Wollte Parny eine Folge reizender Boudoir-Bilderchen aufstellen, so hat er seine Absicht völlig erreicht. Sonst wäre ihm etwas von der großen Manier des Aretino, oder auch nur des Tassoni, oder des Rabelais zu wünschen gewesen: aber alsdann hätte auch das Ganze anders seyn müssen. Jetzt ist es, trotz seines titanischen Namens, selbst nur ein Kabinetsstück, eine Miniatur, von der niedrigsten Ausführung in ihrer Kleinheit.

Nachdem ich dieß durch alles obige, wie ich glaube hinlänglich dargethan habe, ist es nicht mein Geschäft, die vielen zierlichen und gefälligen Züge, auf die man überall trifft, die volatilen Einfälle aufzuzählen, die zum Theil nur in der französischen Sprache recht fühlbar sind; z. B. wenn es bey dem Sündenfall heißt:

Le diable arrive; il parlait comme un ange:

oder bey den Kreuzzügen von der im gelobten Lande eingerichteten Lehnsvorfassung p. 154:

Par-tout des fiefs; de Cana le hameau,  
S'ennoblissant, devient châtellenie,

Capharnaüm est titré baronnie:  
Bonjour, bonjour, vicomte de Bethsem,  
Comte d'Hebron, Marquis de Bethléem.

Ein paar solche Beyspiele können es schon einleuchtend machen, daß es ein eben so mißliches als unnützes Unternehmen wäre, das Gedicht in irgend eine andere Sprache zu übersetzen.

Was von einem Franzosen des heutigen Zeitalters zu erwarten stand, hat Parny wohl ziemlich geleistet. Von Diderot, dessen Geist in so vielen Stücken über den französischen Horizont hinausging, möchte ich wohl eine Behandlung dieses Stoffes sehen. Was Voltaire oder sonst ein Franzose damit gemacht hätte, darauf bin ich nicht im mindesten neugierig.

---

Verstand und Erfahrung. Eine Metakritik zur  
Kritik der reinen Vernunft von J. G. Herder.  
Zwei Theile. Leipzig 1799 bei Hartknoch.

Bei der Anzeige eines Buches, welches wie das gegenwärtige von halb verstandenen, und durchaus mißverstandenen Sätzen wimmelt, würde es vergebliche Mühe sein, hier den Irrthum aufzudecken, dort das fehlende hinzuzusetzen; und wenn auch Raum dazu da wäre, so fehlt doch zu diesem Verfahren gänzlich die Lust; und es muß daher gnügen, es als Ganzes,

durch einige Einzelheiten zu charakterisiren, welche Cardinal-Irrthümer und Mißverständnisse enthalten.

Bei dem ersten flüchtigen Anblick, giebt die Ausführung der Stellen aus Kant, und mit dessen eigenen Worten, dem Buche das Ansehen der Unpartheylichkeit; allein bei Erwägung des erbitterten Tons, der aufgestellten Ansicht, der gezogenen Resultate bemerkt man, daß diese Citationen nur Putz und Schmuck, keinesweges aber Ernst sind. Sehr naiv ist das Bekenntniß in der Vorrede: „daß die Metakritik, sich mit den bisherigen Commentatoren der kritischen Philosophie ganz unverworren gelassen, und daß der Verfasser fast keinen davon gelesen.“ So fern er unter Commentatoren jene nachsprechenden Buchstähler versteht, welche den Geist der kritischen Philosophie, durch ein gedankenloses Memoriren der Categorientafel gefaßt zu haben glauben: so hat er daran unstreitig wohlgethan; wenn er aber hier diejenigen, welche seit Erscheinung der Kritik die Sache weiter gebracht haben, wenn er Fichte und Schelling ignorirt: so ist es eine ungemeine Eitelkeit zu glauben, daß nicht nur die eigenen Kräfte hinreichen, ein so tiefsinniges Meisterstück als die Kritik ist, zu fassen, sondern noch darneben, daß die erworbene Ansicht nun auch so unverbesserlich und durchaus vollkommen sei, daß kein anderer Geist sie abändern und modificiren kann. Hätte er sich nicht zu viel zugetraut, so würde er manche Einwürfe nicht gemacht, andere zurückgenommen haben; er würde nicht die Schmach erleben müssen, sein Kind vor

seinen Augen sterben zu sehen, ohne sich überzeugen zu können, daß es, wie das Pferd jenes *σχολαστικος* aus Mangel an Nahrung umgekommen sei. Das Einreiben mit Mercurius übrigens, welches mit diesem Spätling und Sterblichem, unmittelbar nach seiner Geburt versucht ward, wird eher seinen Todeskampf vermehren, als ihm das Leben erretten.

Uebrigens ist dasjenige, was den Schriften Herders das große Publikum gewonnen hat, und was einzelne, gebildete Männer für sie interessirt leicht aufzufinden. Er geht nach Wahrheit, wie der Knabe nach Schmetterlingen. Den Hut in der Hand läuft er nach dem bunten, geflügelten Dinge, und ob es selten oder gewöhnlich, ihm gilt es gleich. Wenn er sich nahe glaubt, schlägt er den Hut auf die Erde, bisweilen fängt er etwas, bisweilen ist es etwas gewöhnliches, nur selten der Nähe werth, und sehr oft ist nichts unter demselben; ihm aber ist der aufsteigende Staub das Kriterium, daß er etwas gefangen. Dieser Anschein von Thätigkeit, dieses Haschen nach dem bunten, und die große Zuversichtlichkeit in den Behauptungen, bewog die gutmüthige Menge, sich ihm hinzugeben; während der gebildete Mann, der sehr wohl einsieht, daß nicht Vernunft, sondern Instinkt und Schimmer Herder leitet, nicht vergißt, daß Glanz nicht ein Kennzeichen des Unächten sey, sondern daß auch Gold und Edelsteine glänzen, und die vielen Winke benutzt, welche ohne Verdienst, durch bloßes Glück, und gemeiniglich dem Urheber unbewußt, durch bloße Verknüpfung des Schimmers in seinen Schrif-

ten stehen. Diese Möglichkeit, daß etwas Gutes an einer gewissen Stelle gesagt werden könne; die Ahnung einer Wahrheit an diesem oder jenem Ort, und das Gefühl der Unzulänglichkeit der bisherigen Darstellung, machen daher diese Schriften in einer gewissen Rücksicht interessant; man kann viel dabei lernen, wenn sie auch wenig lehren. So ist zum Beispiel, bei den Einwürfen gegen die kantische Darstellung von Raum und Zeit, trotz aller Unbehülflichkeit, mit welcher Herder zu Werke geht, unverkennbar, daß sie daher entstanden sind, weil er durchaus mit der Fichtischen Darstellung unbekannt gewesen, welche alles dasjenige, was er für so wichtige Einwürfe hält, durch die Erklärung der Kritik sehr schnell vernichtet. Daß übrigens Kant gegen diese Erklärung Fichtes jetzt protestirt, beweist nur, daß die Kritik der reinen Vernunft, in einer Stimmung geschrieben, und daß diese nun für Kant untergegangen, mit einem Worte, daß sie systematische Ahnung eines Systems sey. In einem etwas andern Sinne und Zusammenhange sagt dieß schon Fichte, und ahnet und prophezeit gewissermaßen, Kants letzte Erklärung gegen sich. *Philos. Journal* 1797. Heft 1. pag. 34. Indessen thut alles dieß weder dem Ruhme noch dem Werthe des Werkes Eintrag.

Zur Charakteristik der Metakritik gehört unter andern auch die schlechte Ansicht der Sprache. Aus dem Einzelnen, Hingeworfenen, kann man am meisten für die Sprachlehre lernen, die ernsthaft aufgestellte Ansicht ist unbedeutend. So steht S. 9 folgendes:

Sprache sei ein Fundbuch der Begriffe; und in Sachen der reinen oder unreinen Vernunft müsse dieser allgemeingültige und notwendige Zeuge abgehört werden.“ Es ist eine bewundernswürdige Schiefheit der Begriffe, in diesen wenigen Worten. Sprache ist Darstellung; und das erste Object der Darstellung, ist die sinnliche Natur, wo die Sphären der einzelnen Zeichen, durch die Conformität des sinnlichen Eindrucks ganz bestimmt gegeben sind. Ueber diesem ersten Stamme bildet sich eine zweite Sprache, deren Gebiet von der Selbstthätigkeit des Geistes selbst, geschaffen, und durch ihn vermehrt wird. Es gehört dahin die Bezeichnung des Unsinnlichen, von welcherley Art es auch sey. Es ist klar, daß die einzelnen Zeichen des letztern durchaus keine bestimmten Gränzen haben, allein allerdings bestimmbare. In so fern ist diese Sprache Annäherung zur Philosophie, welche so fern sie sich in Worten offenbart, vor den Richterstuhl der Sprachlehre gezogen werden kann. Die gedachten beiden Arten wollen wir Natursprache nennen. Zur Kunst wird erst die Sprache in dem Augenblick in welchem der ordnende Geist sie beherrscht; und in der sinnlichen Sprache (allenfalls durch den Gebrauch der Lizenz, wo die Objecte nicht bestimmt genug bezeichnet sind) die Poesie nicht etwa erst erschafft sondern nur offenbart; und indem der Philosoph in der Sprache des Unsinnlichen, nachdem er ohne Zeichen die Objecte angeschaut hat, die Gränzen derselben durch die technische Sprache bestimmt. Daher ist es verkehrt, über



Gewalt von Dichtern und Philosophen der Sprache angethan, zu klagen. Dichten und Philosophiren sind Aeußerungen der Freiheit und die Sprache als Organ der Mittheilung muß ihnen als Unterthanin unterworfen werden; der Dichter, der Philosoph können sie in so weit beherrschen, als sie nicht dadurch zum Organ der Mittheilung unfähig wird, und dafür sichert die analogische Bildung des neuen, bey dem Dichter der Zusammenhang, bey dem Philosophen die Erklärung. Die Natursprache ist nur ein Gewebe von Ahnungen, kein Fundbuch von Begriffen, es finden sich in ihr artige Zufälle, welche die Philosophie suppliren können; aber sie ist kein allgemein gültiger, kein nothwendig abzuhörender Zeuge. Mit tiefem Sinne, und sehr sorgfältig hat Kant seine Kunstsprache gewählt, indem er bald neue, analogische Worte schuf, theils alte bestimmte. Bedarf dieses noch eines Beweises, so darf man nur die zwey von Herder angeführten Worte: Anschauung und a priori ansehen, von denen jenes im Kantischen Sinne gebraucht, völlig neu, dieses altes aber schärfer bestimmt ist. Wie glücklich ist das erstere Wort gewählt, wenn man es auch nicht wie Fichte, von einem thätigen Hinschauen verstehen will! Es bezieht sich auf eine Gesichtsempfindung, das Auge aber tritt mit dem betastenden Gefühl in eine berichtigende Beziehung, es vereinigt Farbe mit der Form, und leitet die einzelne Empfindung als Folge aus dem Gegenstande ab; man denkt sich eine bestimmte Form mit einer gewissen Farbe als Behälter der Empfindungen, und da

wir diesen durchs Auge erkennen: so hat Kant ihn Anschauung genannt, ob ihm gleich der hier ange deutete Grund, vielleicht nur dunkel vorschwebte. Der zweyte von Kant näher bestimmte Ausdruck ist a priori, und da wir hier unvermerkt auf ein einzelnes Faktum gekommen sind: so wollen wir ein wenig länger dabei verweilen.

Jeder, auch der oberflächliche Kenner der Kantischen Kritik weiß, von welcher Wichtigkeit zwey Begriffe in der kritischen Philosophie sind, die Begriffe a priori und synthetisch mit ihren Correlaten a posteriori und analytisch. Ueber die Wichtigkeit der Eintheilung der Urtheile in analytische und synthetische spricht Kant selbst Prolog. S. 30. Nun hieß zu einer gewissen Zeit und in einer bestimmten Schule auch das a priori, was sich nothwendig aus Begriffen, ohne Zuziehung einer einzelnen Erfahrung ergab. Diesen Sprachgebrauch hat Kant sehr wohl gewußt, man sehe S. 2 der Kritik. Daß er das nun selbst sagt, daß er gleich damit beginnt: „Jener Ausdruck a priori ist noch nicht bestimmt genug, um den ganzen Sinu, der vorgelegten Frage angemessen, zu bezeichnen“ — daß er fortfährt: „Wir werden also im Verfolg unter Erkenntnisse a priori verstehen“ ic.; und daß er sich also seinen Sprachgebrauch schafft, dies wird nirgends in der Metakritik gesagt, wohl aber S. 45 sehr vornehm belehrend angeführt: „Erkenntniß a priori ist ein solches, das ich aus mir beiwohnenden Begriffen

fen, vor einer aufzustellenden Erfahrung voraus habe.“ — Scheint es nun nicht nach dieser Darstellung, als habe Kant den alten Sprachgebrauch nicht gewußt? Müßte nicht ein argwöhnischer Mensch auf die Gedanken gerathen, das Ganze sei mit Bedacht so dargestellt. Weit entfernt dies auszusprechen, kann man sich der Bemerkung nicht enthalten, daß ein Schriftsteller, welcher zu solchen Zweideutigkeiten Veranlassung giebt, schlecht darstelle. — Die richtige Ansicht wäre gewesen, entweder das Wort als unnütz oder als unanalogisch anzugreifen; oder die Sache, die Erkenntniß a priori zu leugnen. Doch dies letztere geschieht ja, aber wie? es ist zum erschrecken merkwürdig. Kant nennt Erkenntniß a priori diejenige, welche schlechterdings von aller Erfahrung unabhängig ist, und beginnt sein unsterbliches Werk mit dem Sage: „Es sei kein Zweifel, daß alle unsere Erkenntniß mit der Erfahrung anfange;“ und: „Wenn aber gleich alle unsere Erkenntniß mit der Erfahrung anhebt, so entspringt sie darum doch nicht eben alle aus der Erfahrung.“ Den letztern Satz hat Herder S. 16 abdrucken lassen. Hier protestirt Kant demnach gegen alle historische Ansicht, seine Meinung und sein Sinn ist folgendes: Es ist natürlich, daß das historisch erste, äußre Gegenstände sind, welche Eindruck auf uns machen, allein dieser Eindruck wäre gar nicht möglich, wenn nicht unsere Seele eine gewisse Organisation gehabt hätte, durch welche seine Art und Weise bestimmt wird. Willst

du dir nun diese Sache denken, so bist du freylich, weil du endlich bist, und zum Behuf einer philosophischen Darstellung genöthigt, dich so auszudrücken, als wenn es eine Zeit gegeben hätte, in welcher bloß du allein ohne Gegenstände existirt hättest; und als wenn diese dir hintennach erst gekommen wären; allein dies leugne ich ja bestimmt S. 1.: „Der Zeit nach geht keine Erkenntniß in uns vor der Erfahrung vorher, und mit dieser fängt alle an.“ — Dies würde die Antwort sein von dem kantischen Standpunkte aus, wie Fichte antworten würde; und seine durchaus bestimmte Ansicht, welche gar keine Mißdeutung zuläßt, gehört hier nicht her. — Trotz aller Warnung, mischt jedoch Herder den Begriff der Zeit in den Begriff a priori; und wirklich steht S. 21 der Metakritik folgendes sehr überraschende: „Im gemeinen Gebrauche bezieht sich das Wort a priori nur auf das was folgt, bloß in Beziehung hierauf heißt's a priori: denn aus dem Leeren schließt sich nichts. Woher das prius sei? — — — wird damit nicht ausgemacht. Sich von sich selbst unabhängig machen, d. i. aus aller ursprünglichen, innern und äußern Erfahrung sich hinauszusehen, von allem empirischen frei, über sich selbst sich hinauszudenken vermag Niemand, das wäre ein prius vor allem a priori, damit hörte ehe sie anfang, die Menschenvernunft auf.“ Dieser Satz ist darum unverständlich, weil nicht klar ist: ob das  
Argu-

Argument, gegen den Ausdruck, oder den Begriff a priori gerichtet sein soll. Er ist, wenn er das erstere ist, eine grammatische Spitzfindigkeit, welche sich durch den Beweis, daß der Philosoph sich seine Kunstsprache bilden könne, widerlegen läßt; und kann in so fern kein Argument gegen die Sache selbst formiren. Dennoch wird, und hier bleibt vor Erstaunen der Verstand stehen, jeder a priorische Begriff, nach der alten Bedeutung des Wortes geprüft; und natürlich auf diese Art unsinnig, leer u. s. w. befunden; dennoch wird das a priori immerfort de tempore verstanden; und daß es so verstanden werden müsse, wieder aus dem Correlat, dem posterius bewiesen. S. 47. Z. B. „Wir wollen hier nicht den fremden, untergeschobenen Begriff einer Priorität vor aller Erfahrung ins Spiel bringen.“ S. 61. Synthetische Urtheile a priori giebt es nicht, denn: „Urtheile unserer Seele vor aller und ohne alle Erfahrung, da sie ganz ohne Inhalt wären, sind leere, das ist keine Urtheile.“ S. 69. „Geriethe sie (die Vernunft) endlich so weit ins Wahre, daß sie ihren Urtheilen von aller Erfahrung deshalb Allgemeinheit und Nothwendigkeit zuschreibe, weil sie (nach der missverstandenen Anwendung des Wortes) a priori, d. i. vor aller und abgetrennt von aller Erfahrung waren: so ist sie im Lande vor aller Vernunft. — — — Es ist zu zweifeln, ob es einen ärgern Mißbrauch der

Sprache gebe, als diesen.“ Und dies schreibt ein Mann gerade in demselben Augenblick, als er zeigt, daß er mit der Natur und Freiheit der technischen Sprache ganz unbekannt sey! Endlich Th. 2. S. 316 wird das alte Spiel mit: *πρῶτον* und *ὕστερον*, prius und posterius wiederholt; und eben so jene angebichtete Bedeutung, daß a priori vor und über alle Erfahrung hinaus hieße.

Doch eben so übel wird dem Worte Synthesis mitgespielt. Kant sagt S. 10 der Kritik, einer in der Metakritik S. 27 angeführten Stelle: diese Art der Urtheile sollen synthetische Urtheile heißen — dies will sagen: „Ich finde einen realen Unterschied zwischen Urtheil und Urtheil, diesen hat bis jetzt keiner bemerkt, hierin besteht er; und so fern ich ihn für meine künftige Untersuchung brauche, stelle ich ihn durch das Wort synthetisch dar. Noch deutlicher steht dies in den Proleg: S. 25. Die ersten werden analytische, die zweiten synthetische Urtheile genannt werden können. — Mit denselben Waffen, wie Herder gegen den Begriff a priori focht, bestreitet er auch diesen Unterschied der Urtheile. So sagt er Metak. S. 49. Synthesis heißt Zusammensetzung. S. 50. An sich ist jedes Urtheil (Thesis) eine Zusammensetzung (Synthesis) des Subjects und Prädikats. — (Wer weiß dies nicht? Allein die Rede ist de jure dieser Synthesis.) S. 51. Die Bestimmung, daß das Praedikat im Begriff des Subjects enthalten und ein Theil

desselben sey, — — — ist viel zu enge gedacht, denn da sich durch Nennung des Subjects, nicht sogleich alles, was in ihm liegt, oder zu ihm gehört — — — offenbart; so müssen uns, wenn wir nicht ewig Identitäten — — auflösen wollen, Urtheile vor kommen, die unsere Kenntnisse erweitern, das ist, in denen das Prädikat etwas sagt, das nicht sogleich im Subjecte erscheint. Hier ist nun alles mit der größten Verwirrung durch einander geworfen. Es ist der Zweck des Urtheils und die Form desselben mit der Materie verwechselt. — Wenn das Urtheil ausgesprochen wird, A ist B: so heißt dies weiter nichts, als dem Subject A wird ein Prädikat B hinzugefügt, als mit demselben verbunden, der Grund dieser Verbindung sei, welcher er wolle. So fern nun angenommen und vorausgesetzt wird, daß bis dahin diese Verbindung noch nicht erkannt worden, so erweitert ein jedes Urtheil. Allein hievon spricht ja Kant nicht. Er sagt Proleg: S. 25. Allein Urtheile mögen nun einen Ursprung haben, welchen sie wollen, oder auch ihrer logischen Form nach beschaffen sein, wie sie wollen, so giebt es doch einen Unterschied derselben dem Inhalte nach, vermöge dessen sie entweder bloß erläuternd — — — oder erweiternd sind. Ja was noch mehr ist, Kant sagt in der Kritik S. 10. kurz vorher von wo Herder S. 27 der Metakritik jene Stelle hat abdrucken lassen. Entweder das Prädikat B gehört

zum Subject A, als etwas, was in diesem Begriffe A (verdeckter Weise) enthalten ist; oder B liegt ganz außer dem Begriff A, ob es zwar mit demselben in Verknüpfung steht. Im ersten Fall nenne ich das Urtheil analytisch, in dem andern synthetisch. Hier muß man Herdern doch ganz ernstlich fragen, erstlich warum er jene Stelle der Prolegomenen nicht benutzt hat und auf den Begriff des Inhalts nicht reflektirt? die kindische Entschuldigung, daß er hier mit der Kritik nicht aber mit den Prolegomenen zu thun habe, kann er schwerlich machen, da er selbst S. 27 diese Schrift anführt. Zweitens: Warum er die eben angeführte Stelle S. 27 der Metakritik nicht mit angeführt hat? Es war ein einziges Punktum mehr und in diesem kamen die Paar Worte verdeckter Weise freilich dem Herderschen Raisonnement sehr in die Quere. Man lernt aber aus diesem Beispiele, daß in der Stelle S. XVII. der Vorrede: Die aus der Kritik der reinen Vernunft der Metakritik eingerückten Stellen, sind also ihre nothdürftige Basis: die Worte ihre nothdürftige Basis, nicht wie man wohl glauben könnte, auf die Kritik der reinen Vernunft sondern, was freilich eine unerwartete Offenherzigkeit ist, auf die Metakritik gehen; und daß sie zu dem beitragen müssen, was diese in ihrer Noth bedurfte. Drittens: Warum er in der abgedruckten Stelle, auf die Worte obgleich verworren durchaus keine Rücksicht genommen hat, welche offenbar das obige ver-



better Weise vor das Auge rücken, ob sie es gleich nicht ersetzen? — Uebrigens liegt dasjenige was Herder bei einem Urtheile Synthesiß nennt, in den Worten: ob es gleich mit dem Subjecte in Verknüpfung steht. — Und nun wird wieder nach einer etymologischen und grammatischen Spitzfindigkeit S. 52 argumentirt: Diese Eintheilung der Urtheile sei nicht neu, und eben so wenig wesentlich. S. 54. Man werde wohlthun, wenn man auf den Unterschied der Synthesiß und der Analysiß bei einzelnen Urtheilen nicht achte; denn er sey ungewiß und relativ, und führe von dem Wesen des Urtheils von seiner innern, verknüpfenden Form ab; die ganze Eintheilung in erläuternde und erweiternde Urtheile heißt, Th. 2. S. 318, ein scherzhafter Reim und daher (hier haben wir das Herdersche Urtheil über Synthesiß und a priori beisammen, und darum kann diese Stelle den Schluß machen) daher Th. 1. S. 62. sey eine Synthesiß a priori, das heißt die Hinzufügung eines Prädikats zu einem Subject vor und außer aller Erfahrung ein  $\circ + \circ$  ein Nichts.

Es wird nichts mehr erforderlich seyn, um das Urtheil über das Ganze zu motiviren, als die bestimmte Versicherung, daß die Verdammung der einzelnen Momente der Critik, als der reinen Anschauungen, der Categorien, u. s. w. durchgängig aus ganz ähnlichen Gründen geschehe; und daß demnach das ganze Buch, ein Gewebe von grammatischen Spitzfindigkeiten, eine

grobe Verwechslung zwischen Darstellung und Sache, und eine verkehrte Beziehung beider auf einander sey; und so kann man das Buch als Ganzes, seinem Inhalte nach, mit einem Ausspruche Wielands seines Lobredners charakterisiren. Es ist

Stolze Armuth, die vom Wiß  
Des Reichthums Miene borgt.

Auch könnte man sich wohl das Buch unter dem Bilde eines Menschen denken, welcher immerfort ein Paar papierne Manschetten vorzeigt, sich durchaus nicht weisen lassen will, sondern behauptet: es wären die feinsten brabantischen Spitzen. Der Form nach gleicht es durch das vergebliche Bestreben, mit einer strengen Methode eine zierliche Form zu verbinden, welche aber stets in das Gezierte ausartet, einem Fechtmeister, der in jedem Augenblicke in das Gebiet des Tanzmeisters streift; und anstatt den Gegner mit einem furchtbarem Stoße zu erschrecken, ihn mit einem zierlichen Paß überrascht. Mit einem Worte, die Art den Streit zu führen, erinnert an jenen römischen Kaiser, welcher dem Herkules nachahmen wollte, und zu dem Ende einen Löwen erlegte, dessen Gefährlichkeit er nicht besonders zu fürchten hatte. Suet. Nero 53. *Praeparatum* leonem, spectante populo, nudus elisit. In der That hat Herder sich die Kritik der reinen Vernunft so präparirt, daß er sich den Sieg sehr erleichtert hat; auch das *nudus*, mag man es nun: ohne Waffen, oder: nackt und bloß übersetzen, paßt durchaus; aber mit aller Bemühung

wird aus dem Clidiren nur ein Cludiren. Und da nicht vorauszusetzen ist, daß das Volk diesen beiden Kämpfen ohne Gelächter zugesehen habe und zusehen werde: So wäre dem Kaiser sowohl als dem Metakritiker als Präservativ, das Horazische: Populus me sibilat, at mihi plaudo, ipse domi zu empfehlen.

B.

---

Ob jede Philosophie, die sich als eine solche wirklich constituirt, früher oder später aus den Grenzen der Schule herauszugehen verbunden ist, und auch — sie wolle nun oder nicht — zu Folge des natürlichen Laufes der Dinge unfehlbar herausgehn wird; das kann wohl, selbst für den, welcher Philosophie und Leben mehr als billig einander entgegensetzt, keine Frage sein. Nicht nur muß jedes neue System nothwendig die Moral und die Politik umgestalten, und also allen Menschen, wie tief sie auch ins Leben verwickelt sein, etwas zu sagen haben: sondern es ergreift auch die empirischen Wissenschaften, verändert ihre Pole und wirkt also auf ihren ganzen innern Zustand und alles was sie erzeugen; ja auch die Dichter müssen mit der Zeit Notiz davon nehmen, und den Widerschein des neuen Lichtes in ihrem Kreise verbreiten. Dies alles kann nicht geschehen, ohne daß die gemeinschaftliche Ursache dieser Erscheinungen genöthigt werde, aus ihrem Dunkel hervorzutreten, und diejenige Popularität, welche auf diesem Wege zwar nur

langsam entstehen, aber sich desto gleichförmiger verbreiten kann, ist die wahre und gesunde. Allein gewöhnlich erzwingt man schneller eine andere, für beide Theile, die Philosophie und die Welt weit weniger heilsame. Im Alterthum, wo die äußeren Verhältnisse in vieler Rücksicht weniger gebietend waren, bildete sich bald nach jedem neuen System nicht nur eine Moral, was doch auch immer nur Theorie ist, sondern ein wirkliches Leben, eine eigene Praxis, und die Maximen, die dieser zum Grunde lagen, oder daraus abstrahirt wurden, verbreiteten von dem Ganzen eine einseitige Kenntniß, und eine unrichtige Würdigung. Bei uns entsteht aus dem entgegengesetzten Verhältniß ein noch weit größeres Uebel, indem eben das Ausbleiben eines eigen gestalteten Lebens den Gegnern jeder Philosophie Raum läßt, nach ihrer Art zu fingiren, wie die Praxis derselben, wenn sie sich bilden könnte, beschaffen sein müßte. Solche Insinuationen mit Stillschweigen zu übergehen, wäre ganz gegen den Beruf, weil dadurch jeder mögliche künftige Einfluß der Theorie auf die Praxis im voraus vernichtet wird, und so wird leider jedes System durch die Polemik seiner Gegner genöthigt sich früher zu popularisiren, als dies — ich will nicht sagen mit Nutzen für die Welt, sondern auch nur ohne Schaden für die Philosophie selbst geschehen kann, indem dadurch der Prozeß ihrer völligen Ausbildung alterirt, und die Kraft die innerlich thätig sein sollte zu früh nach außen zerstreut wird. Es ist noch ein Glück, und das beste was dabei geschehen kann, wenn die Werke, die diese Lage der Dinge ers-

so erschwert, daß er sich oft fragen muß, ob nicht der Gedanke, den er vor sich hat ein Gedanke aus einem entgegengesetzten System sei; so muß ihm doch auf der andern Seite zweifelhaft bleiben, ob der unbesfangene und unsystematische Leser, der nie an eine Terminologie gebunden war, dieselben Schwierigkeiten zu überwinden hat. Der Philosoph von Profession findet vieles an einem ganz andern Faden fortgehend, als an den er es anreihen würde, und ihm scheint jener verwickelter; er findet für sein Interesse Spekulation und Postulate viel zu lang und oft entgegengesetzt; er findet häufig Lücken, wo — für ihn nemlich — Folgerungen aus andern Werken des Verfassers angebracht, oder Voraussetzungen ergänzt werden müßten; aber er bescheidet sich, daß gerade dies vielleicht für den eigentlichen Zweck des Werkes, und für die Leser, die es sucht, bedeutende Vorzüge sein können. Wie man unter diesen Umständen zu einer richtigen Ansicht des Buches gelangen könne, dazu giebt es selbst durch sein Vorbild die beste Anleitung. Fichte befand sich in der That bei dem Schreiben desselben in einer ähnlichen Lage, er mußte fürchten von dem unaufhaltsam systematischen Geiste seiner Philosophie, die aus jedem Punkt der Peripherie immer gerade gegen den Mittelpunkt gezogen wird, und von diesem wiederum nach allen Seiten gleichförmig ausströmt weit über seinen Zweck fortgerissen zu werden. Deshalb setzte er sich ganz aus sich selbst heraus, und ließ ein anderes Wesen reden, welches sich das System seines Denkens über sich nur so eben aus den ersten Anfän-

so erschwert, daß er sich oft fragen muß, ob nicht der Gedanke, den er vor sich hat ein Gedanke aus einem entgegengesetzten System sei; so muß ihm doch auf der andern Seite zweifelhaft bleiben, ob der unbesfangene und unsystematische Leser, der nie an eine Terminologie gebunden war, dieselben Schwierigkeiten zu überwinden hat. Der Philosoph von Profession findet vieles an einem ganz andern Faden fortgehend, als an den er es anreihen würde, und ihm scheint jener verwickelter; er findet für sein Interesse Spekulation und Postulate viel zu lang und oft entgegengesetzt; er findet häufig Lücken, wo — für ihn nemlich — Folgerungen aus andern Werken des Verfassers angelehrt, oder Voraussetzungen ergänzt werden müßten; aber er bescheidet sich, daß gerade dies vielleicht für den eigentlichen Zweck des Werkes, und für die Leser, die es sucht, bedeutende Vorzüge sein können. Wie man unter diesen Umständen zu einer richtigen Ansicht des Buches gelangen könne, dazu giebt es selbst durch sein Vorbild die beste Anleitung. Fichte befand sich in der That bei dem Schreiben desselben in einer ähnlichen Lage, er mußte fürchten von dem unaufhaltsam systematischen Geiste seiner Philosophie, die aus jedem Punkt der Peripherie immer gerade gegen den Mittelpunkt gezogen wird, und von diesem wiederum nach allen Seiten gleichförmig ausströmt weit über seinen Zweck fortgerissen zu werden. Deshalb setzte er sich ganz aus sich selbst heraus, und ließ ein anderes Wesen reden, welches sich das System seines Denkens über sich nur so eben aus den ersten Anfän-

gen und von einem besondern Gesichtspunkt aus entwickeln will. So wird es auch wohl, um eine reine Ansicht des Buchs zu gewinnen, und nicht durch unzeitige Rücksicht auf die anderweitige Kenntniß des Systems irre geführt zu werden, am gerathensten sein, ein anderes Wesen, das weder Dilettant noch Philosoph sein will, und von dem System sonst keine direkte Kenntniß hat, aber so beschaffen ist wie das Buch sich seine Leser wünscht, über dasselbe reden zu lassen, wie es wahrscheinlich reden müßte.

I. So hätte ich also nicht etwa nur flüchtig, sondern mit aller Anstrengung das Buch, nach welchem ich so verlangte, gelesen und wieder gelesen, und frage mich nun billig, wie mir danach zu Muthe ist. Ich verehere es, das leidet keinen Zweifel, wegen des hohen Geistes ächter Sittlichkeit, der es nicht verhehlt, daß ohne sie die Speculation nur leer, ja daß alles in der Menschheit doch nur ein Werkzeug sei für die Pflicht, und nichts achtungswerth als die Tugend. Ich liebe es wegen der schönen Absicht uns zum Ueber sinnlichen zu erheben, und wegen der freundlichen Art, wie es diesen Zweck zu erreichen strebt. Liebreich kehrt es bald zum Anfang zurück, bald wiederholt es anders gestellt das Gesagte, um die Ideen, die es mittheilen will, recht anschaulich und lebendig zu machen; es entäußert sich jener kräftigen stolzeren Beredsamkeit, die dem Verfasser sonst vorzüglich eigen ist, und die auch ich an ihm kenne, und läßt sich zu einem weicheeren verbreiteteren Vortrage herab, um auch die zu gewinnen, die jenem schwerlich würden folgen können.

Und wie dankbar bin ich ihm für jede Befestigung meiner Grundsätze, die es mich lehrt, für alle neue Ansichten und Anwendungen, die es mir eröffnet hat! Weiß ich doch nun, so weit ich es zu wissen brauche im Allgemeinen — und auf das Einzelne, wo ich mir freilich oft mit meinen eignen Gedanken nachhelfen mußte, lege ich eben keinen Werth — wie ich zur Sinnenwelt komme, und was sie mir ist, und wie alle Herrschaft, die sie über mich auszuüben und aller Widerstand den sie mir entgegenzusetzen scheint, eben nur ein Schein ist; ist mir doch alles, was ich von Gewißheit brauche für mein Handeln und Leben, nun auf immer gesichert gegen alle Sophistereien, die ich mir selbst machen, oder die bis zu mir kommen könnten. Das ist mein Gewinn: wenn ich aber sagen wollte, daß ich den Zusammenhang alles Einzelnen, und die Gesetze nach denen es hier entwickelt und dargestellt ist, kurz daß ich das Seyn und Gewordens seyn des Buches so ganz verstände, wie ich es wünsche, so würde ich mich selbst nur betügen. Ich will mir meine Zweifel und Bedenklichkeiten noch einmal zurückrufen, vielleicht verschwinden sie mir, indem ich sie recht fest zu halten suche. — Noch kann ich immer nicht ganz von der Störung loskommen, welche die Ueberschrift mir gemacht hat, und mehr oder weniger schlingt sich diese in alles hinein, was mir sonst unklar und zweifelhaft ist. Wie kann doch einer, der an Freiheit und Selbstständigkeit glaubt, oder auch nur glauben will, nach einer Bestimmung des Menschen fragen? und was kann diese Frage noch



bedeuten, nachdem die andere vorangegangen ist: was bin ich? Soll sie auf ein Machen gehn, wozu ich da wäre, oder auf ein Werden? auf ein für mich zufälliges Werden, welches durch ein anderes Bestimmendes in mir gewirkt würde? Unmöglich! Also wenn alles Dasein nur um der Vernunft willen ist, auch ein Werden oder Machen durch die Vernunft und für die Vernunft. Aber wie kann denn diese Frage von der, „was bin ich,“ getrennt werden? Wenn einmal auch von der geistigen Natur, der Freiheit zu Ehren, nur als von blinder Natur geredet werden, und man also in jenem Sinne nicht nach der Natur des Menschen fragen soll, so scheint mir für die Frage nach dem einigen nothwendigen, kein Ausdruck unbezogener als der der alten Schulen: „was ist das höchste Gut?“ wenn man ihn nur recht versteht. Jeder andere kommt aus dem Innern irgend eines Systems heraus, das ich doch noch nicht haben soll, und dieser hier führt mich immer entweder auf die Natur, was er nicht will, oder auf ein Bestimmendes was ich nicht will. Von vorne an bis in die schönsten Irrgänge des dritten Buches begleitet mich diese Dissonanz, und wenn ich hier auf einmal durch jene neuen und unbekanntten Wege in einer alten wohlbekanntten Gegend angelangt zu sein scheine, wenn ich mit meinem gesunden Auge hinter diesem Schein, der mich nicht blendet, das Unendliche, als das einzige Reelle erblicke, das ihm zum Grunde liegen kann, und mir dies unvermuthet als ein Willen vorgestellt, und von seinen Planen zu mir geredet wird, und ich zu

ihm reden soll: so weiß ich nicht, soll mir dies durch das Setzen des irdischen Zweckes, der hernach für mich wie billig wieder aufgehoben wird, gekommen sein, oder soll ich es von Anfang an, als ich nach meiner Bestimmung fragte, schon gehabt haben? In dem festen und ruhigen Besiz jener Wahrheiten und Ansichten, die das letzte Resultat des Werkes sind, stört mich das nicht; es ist für diese nur ein schöner Ueberfluß: denn wenn ich nur weiß, die übersinnliche Welt von der sinnlichen, und meinen eigentlichen Zweck von dem, der mir als das Objektive dabei vorschwebt, zu unterscheiden, so habe ich zur Genüge für mein Handeln, und bedarf nun des Uebrigen nicht. In einem Kantischen Buche würde es mir sogar Vergnügen machen, so zwischen dem, was sie die Bedürfnisse der praktischen Vernunft nennen, herumgeführt zu werden; nur hier wirft es mich aus der Einheit des Ganzen heraus. Wenn nun aber auch von der Frage nach der Bestimmung ausgegangen werden sollte, wie kann man um diese zu beantworten von der äußeren Natur und ihrem Zusammenhange ausgehn? Geschieht dies um, weil von dieser Ansicht aus keine befriedigende Beantwortung derselben möglich ist, den Idealismus herbeizuführen? Es scheint nicht: denn jene Frage wird ja auch nicht aus dem Idealismus beantwortet, sondern weil dieser für sich eben so unzulänglich ist — aus der innern Stimme des Gewissens unmittelbar. Wozu also vorher jenes beides? Es scheint sogar dem angegebenen Zwecke des Buchs zu widersprechen: denn wenn der theoretische Idealis-

mus für den, der sich außer der Schule befindet, nur dient, um die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche die realistische Spekulation seinem Belangen zum Bewußtsein der Freiheit verursachen könnte: so ist er ihm wahrlich überall nicht brauchbar, weil ja jene Spekulation nur eine Verkünstelung des Verstandes ist, und außer der Schule ebenfalls nicht vorkommen kann. Sollte aber nicht Fichte seiner theoretischen Philosophie Unrecht thun unter uns Unphilosophen, oder Naturphilosophen, wenn er sie für uns nur auf diesen Gesichtspunkt stellt? Sollte man nicht vom Moralismus aus, sobald man nur über ihn denken will, auch nothwendig auf den Idealismus kommen müssen? Und sollte die Darstellung dieses Zusammenhanges, welchen ich ahnde, uns nicht brauchbar und dem übrigen Zwecke des Buches nicht angemessen gewesen seyn? — So stehen meine Zweifel noch immer und wollen sich unter einander nicht zerstören!

II. Was treibst du denn da so nachdenklich sitzend und zwischendurch schreibend? — Ich denke über Fichte's Bestimmung, die ich gern recht gründlich verstehen möchte, und schreibe was ich denke, weil man damit doch immer etwas weiter kommt. Da lies. — „Weißt Du woran es Dir fehlt? Du hast einen kleinen Punkt in der Vorrede übersehen, der aber für das Verstehen wichtig ist, du hast Dich nicht genug zu dem Ich des Buches gemacht.“ — Ei, scherze nicht mit diesem kleinen Punkt! dann könnte ich es ja gar nicht verstanden haben. Ich

weiß aber sehr bestimmt, daß ich mich dazu gemacht habe: denn ich habe gethan, was Fichte fordert; ich habe durch eigne Arbeit und Nachdenken die Denkart, um die es zu thun ist in mir entwickelt. — „Nun ja, darum ist auch der Zweck des Schriftstellers an Dir erreicht. Aber um das Buch zu verstehen hättest Du auch den Charakter dieses Ichs auffassen müssen: denn darauf beruht der ganze Gang des Raisonnements.“ — So genau habe ich es mit der Form nicht genommen. Und was für einen Charakter hat es denn, dieses Ich? — „Den, welchen es haben mußte. Du findest es von einer Revision seiner Naturkenntnisse mit vieler Selbstzufriedenheit zurückkommend, also mit der Weisheit dieser Welt gesättigt. So mußte es sein, wenn das Zeitalter zu dem Fichte redet, sich in ihm spiegeln sollte. Du findest das moralische Interesse in ihm erwacht, aber noch ganz neu, und so mußte es sein, um diese Untersuchungen anzustellen.“ — Und das soll der Schlüssel sein zu Allem, was mir unverständlich war? — „Zu allem, und zu noch mehrerem. Ein solches Ich, welches gewohnt gewesen ist, Sich selbst aus Einem Standpunkt mit den Dingen anzusehn, bei denen doch immer außer ihrem Wesen noch von einer Bestimmung die Rede ist, mußte allerdings nach der Bestimmung des Menschen fragen, und gerade diese Frage brauchte Fichte, weil sie am unmittelbarsten auf das Verhältniß des endlichen Vernunftwesens zum Unendlichen führt, auf dessen Auseinandersetzung es, wie du wohl siehst, vorzüglich abgesehn war. Ein solches durfte auch die

unschulmäßige Flüchtigkeit haben, der schulmäßigen Einheit im Erklären zu Liebe manches zuzugeben, was nicht zuzugeben war, und sich auch von manchen Einwürfen zurückschrecken zu lassen, die soviel nicht hinter sich haben. Dies ist Dir doch nicht entgangen?“ — Ich habe es öfters bemerkt, gleich im ersten Buch, wo das System der Naturnothwendigkeit von der Annahme eines Einflusses der äußern Gegenstände, wie mir scheint, zu bereitwillig befreit wird; dann im zweiten Buch, wo das Ich auf einmal wieder alles zurücknehmen will; zu Anfang des dritten, wo es aufs neue die Speculation mit der Praxis in Streit setzt, und dann noch einmal, wo es über der elegischen Ansicht des irdischen Vernunftzweckes dem Sittengesetz beinahe noch einmal den Gehorsam aufkündigt. Jetzt erst verstehe ich diese Umschweife ihrer Entstehung nach. Aber gestehe, es ist doch eine der schwierigsten Aufgaben, so aus einer ganz fremden Seele heraus zu monologistren, und sie selbst in die Fehlritte zu begleiten, welche ihr natürlich sind! — „Und das mit solcher Kunst zum Besten des Ganzen zu benutzen. Es ist wahrlich ein Unternehmen, an dem jeder andere gescheitert wäre, ein solcher spekulativer Monolog in dem Zustande, wo man erst mit sich einig werden will. Dafür sind diese Rückgänge und Rückfälle sehr mäßig, und die erstaunliche Gelehrigkeit und Agilität dieses Ich war ein sehr nothwendiges, und — wenn auch die Wahrheit der Fiction etwas darunter leidet — sehr verzeihliches Gegengewicht gegen jene retardirende Tendenz der Form.“ — Du bist ein guter Apologet.

Kannst du mir aber auch begreiflich machen, warum diesem Ich nicht ohne Dialog in seinem Monolog zu helfen war, und warum der Helfer ein Geist sein mußte, ein so sonderbarer Geist, von dem nirgends steht, wer er ist, und der so sehr aus allem Kostüme herausgeht?“ — Das letztere kann doch keine üble Wirkung auf dich gemacht haben: denn die Empfindung, die dieser Contrast verursacht, mildert auf eine gar angenehme Art das Erstaunen über seine Erscheinung, und die scheue Ehrfurcht vor seiner Kraft. Uebrigens bedenke nur, wie denn ein solches Ich auf den theoretischen Idealismus, ja bei seinen anfangs noch ziemlich unbestimmten moralischen Gefühlen auch auf den praktischen hätte kommen können, wenn nicht der Geist der wahren Philosophie, der es auf die innere Anschauung führt, auf eine außerordentliche Weise über dasselbe gekommen wäre? und wie dies nach alter Sitte auf eine bessere Art hätte versinnlicht werden können, als durch die Personificirung dieses Geistes? und wie er als das, was er ist, ohne sich zu nennen, besser hätte charakterisirt werden können, als durch die Sprache und die ganze Behandlung? Es liegt aber noch mehr darin. Die großen Fortschritte des Ich im dritten Buch werden nur dadurch erklärlich, daß man den Geist immer noch auf dem Ich ruhend denkt, wenn er schon nicht mehr gegenwärtig ist. Und der religiöse Anstrich dieses Buchs konnte wohl in diesem Ich nicht besser vorbereitet werden; denn ein seiner Natur nach so irreligiöses Wesen durfte sich wohl durch nichts geringeres

religiös stimmen lassen, als durch so etwas.“ — Ich verstehe Dich; und ich sehe nun ein, daß dieser Dialog, gerade so wie er ist, dem Buch und dem Ich eben so nothwendig war, als mir unser jetziger Dialog, ohne den ich auf diese Ansicht der Form und ihrer Verwicklung mit dem Inhalt wohl nicht gekommen sein würde. — „Das ist mir lieb; und so wollen wir uns denn eben nicht sonderlich darum kümmern, wie kunstgerecht wir ihn geführt haben. Hoffen will ich aber, daß wenn du in deinen Betrachtungen fortfährst, man auch eben so darin merken möge, was du durch mich an Verständniß gewonnen hast.“ —

III. Allzubescheiden: Ich bin ja so vollkommen zur Ruhe gebracht, daß ich nicht nöthig habe fortzufahren. — Hätte ich ihn doch nur noch das Eine gefragt, ob denn das Ich wirklich am Ende die ganze Denkart und das ganze System des Geistes so umfaßt und erschöpft hat, als es von sich rühmt! Doch warum will ich mehr wissen als ich soll? Darin will ich mich jenem Ich nicht ähnlich machen, und das System sollte mir ja nicht gegeben werden. Aber in der Denkart, ja, da hat es allerdings unendlich gewonnen, mehr gewiß als es sich selbst deutlich bewußt ist. Dies begreife ich erst recht, wenn ich das Ende des Ganzen mit dem Ende des ersten Buchs vergleiche, und kann und muß dann erst die Philosophie recht lieben, die auch denjenigen, der es am wenigsten will, auf diese Höhe zu führen weiß, und auch jenen praktischen Schein aufhebt, an dem der Mensch am festesten hängt. Weshalb erschraf es denn so gewaltig

vor jenem System der allgemeinen Naturnothwendigkeit? Weil seine Liebe dabei verloren gehen mußte, sein Interesse an sich selbst, an seiner Persönlichkeit als endlichem Wesen; weil es schlechterdings nichts an einem andern und für ein anderes, sondern nur etwas an und für sich selbst sein wollte. Dann weil es Zurechnung wollte, Verdienst und Schuld an seinem Werden und seinem einzelnen Handeln in der Welt. Dies wollte es eigentlich; und nun — wie fern ist es davon, es noch zu wollen! wie sind ihm alle diese schwankenden Begriffe und kleinen Tendenzen wie unter den Händen verschwunden, seitdem es die unselbige Vorstellung von einem Unendlichen als Natur in sich zerstört hat, und das Unendliche nun als das ursprünglich Geistige kennt. Jetzt weiß es, daß es überall nicht giebt Verdienst und Schuld im Einzelnen, sondern nur daran, daß man ist, was man ist; es weiß, daß es auch mit dieser Anwendung dieses Begriffs in das absolut Unbegreifliche hineinfällt, und es beruhigt sich dabei. Jetzt weiß es, daß die Stimme des Gewissens, welche Jedem seinen besondern Beruf auflegt, und durch welche der unendliche Wille einfließt in das Endliche, der Strahl ist, an welchem wir aus dem Unendlichen ausgehn, und als einzelne und besondere Wesen hingestellt werden; es weiß, daß das Unendliche das einzige mögliche Medium ist unserer Gemeinschaft und Wechselwirkung mit den andern Endlichen: es weiß dies, und will nun gern etwas an einem andern und für ein anderes sein; und alle Verwirrung ist gelöst zwischen dem,



was es selbst, und dem was es am Unendlichen ist; beides weiß es jetzt zu vereinigen und zu genießen. Jetzt ist ihm seine gesammte Persönlichkeit schon längst verschwunden und untergegangen in der Anschauung des Ziels; jetzt betrachtet es sich nur, und achtet und liebt sich nur als eins der Werkzeuge des unendlichen Vernunftzwecks. In dieser Denkart allein können wir mit uns und dem Ganzen einig seyn und bleiben, und unser wahres Seyn und Wesen ergreifen, und unschätzbar ist das Verdienst auch nur Wenigen dazu verholfen, oder sie darin befestigt zu haben.

So das aufgestellte lesende und denkende Ich. Zu wünschen wäre, daß alle, welche das tiefe Werk gründlich verstehen wollen, eben so bescheiden darin forschten, und eben so sorgfältig jeder sich darbietenden Spurnachgingen; ja — um beim guten Wünschen zu bleiben — es wäre auch nicht übel, wenn man — verhältnißmäßig — mit der hier aufgestellten Ansicht desselben, in der das Meiste nur hat angedeutet werden können, eben so verfahren wollte.

S — r.

---

Im vierten Stücke dieser Zeitschrift war von Diecks Uebersetzung des Don Quixote bey ihrer ersten Erscheinung die Rede; jetzt sind zwey Bände von Herrn Soltan's Uebersetzung herausgekommen, die aber nur zwey Drittel von der ersten Hälfte des Originals ausmachen, so daß das Ganze nach diesem Maßstabe sechs Bände betragen wird. Zwischen zwey

Uebersetzern eines großen Dichters sollte das freundliche Verhältniß von Männern obwalten, die nach einem gemeinschaftlichen Ziele streben, und deren Bemühungen einander zuweilen ergänzen können. Herr Soltau hat selbiges zuerst aufgehoben, indem er einigses seinem Vorgänger ertheilte Lob als eine Beeinträchtigung seiner angesehen, (Intell.=Bl. d. A. L. Z. 1800. Nr. 27.) auch seine Uebersetzung wieder mit groben Ausfällen auf Tieck und meinen Bruder und mich begleitet hat. Sowohl mein Bruder im Athesnaum, als ich bey der Anzeige in der allgemeinen Litteratur-Zeitung \*), wir haben beyde mehr vom Original und dem Cervantes überhaupt gesprochen als von der Uebersetzung, weil es uns wichtig schien, bey Gelegenheit einer solchen, die im ganzen auf dem richtigen Wege ist, zu der wahreren längst aus dem Gesicht verlohrenen Ansicht von jenen zurückzuführen. Wir haben auch die Mängel der Verdeutschung unsers Freundes gar nicht verschwiegen, (S. Ath. B. II. S. 325. A. L. Z. 1799. Nr. 230 u. 231. S. 182, 185, 188, 189.) der eben weil er den Dichter ganz fühlt, weit entfernt ist seine Arbeit für tadelstrey zu halten, da man bey einem Versuch von dieser Schwie-

\*) Diese ist von einem Rec. in einer gewissen bellettrischen Zeitung, die zu Gotha erscheint, ebenfalls angegriffen worden. Ich habe das Blatt gerade nicht zur Hand, und muß es daher auf eine andre Zeit versparen, dem ehrwürdigen Greise, der, wiewohl er die Spanische Sprache seit sechs und dreyßig Jahren studirt, die Spanischen Dichter immer noch nicht zum besten zu verstehen bekennt, weiter zur Selbsterkenntniß zu helfen.

rigkeit erst durch die Uebung zulernt; und wie sehr dieß bey ihm der Fall ist, beweißt der Fortgang bis zu dem eben erschienenen dritten Bande zur Genüge.

Statt aller Antwort auf Herrn S. s. Angriffe \*) mag hier eine Beurtheilung seiner Uebersetzung stehen, wie aber, bey so bewandten Umständen, und da Herr S. zu verstehen giebt, ich sey ihr nicht gewachsen, so viel möglich aus Beyspielen wird bestehen müssen, wegen deren ich meine der Spanischen nicht kundigen Leser im voraus um Entschuldigung bitte.

In Ansehung der Richtigkeit des Sinnes leistet Herrn S. s. Uebersetzung noch am meisten; jedoch trifft man auf beträchtliche Fehler. Z. B. am Schluß des Prologs S. 74. „Hiemit Gott befohlen, und behalte mich in gutem Andenken.“ Olvide geht auf Dios: „Gott beschütze dich und vergesse mich nicht.“ Derselbe Fehler findet sich bey Tieck. Th. I.

\*) Herr Soltau findet es (N. L. Z. D. J. Intell. Bl. Nr. 83.) besonders äußerst inurban, daß wir die Dinge so bey ihren eigentlichen Namen nennen, z. B. eine Klage eine Klage, und eine wissenschaftliche Unwahrheit eine Lüge. Da er indessen nichts thut als seine Behauptung ohne Beweis wiederholen, so wird es doch wohl dabey sein Bewenden haben müssen. Erst sollten Tieck und ich in der Ankündigung unsrer Uebersetzung der Werke des Cervantes von unsern dichterischen Talenten viel gutes gerühmt haben. Nun will er diese Beschuldigung auf das Athenäum beziehen: aber dann ist wenigstens die eine Hälfte davon gewiß falsch, da Tieck nie etwas im Athenäum geschrieben; und was mich betrifft, so fordre ich ihn auf, die Stelle im Athenäum darzulegen, wo ich „ganz benläufiger Weise mich selbst mit hyperbolischen Lobsprüchen überströme.“

S. 19. „unser bewundernswürdiger Abentheurer;“ nuestro flamante aventurero heißt: unser nagelneuer Abentheurer, oder wenn man diesen Ausdruck vermeiden wollte: unser frischer Abentheurer, wie Dieck übersetzt hat. S. 44. „ihm den schwarzen Orden der Ritterschaft ohne Verzug zu ertheilen,“ y darle la negra orden de caballeria luego. Die Uebersetzung giebt gar keinen Sinn; negra ist hier sprichwörtlich zu nehmen wie so häufig: den verwünschten Orden der Ritterschaft. Ebenfalls S. 44. „Backenstreich,“ pescozada ist ein Streich in den Nacken. Dieck hat beides richtig. S. 59. „legte die Lanze ein!“ apretó la lanza heißt bloß: er faßte sie fest. S. 88 von der Diana des Montemayor: man solle daraus „die meisten großen Verse wegnehmen.“ Dieser Ausdruck giebt gar nicht den angemessnen Sinn, versos mayores sind Gedichte in ausländischen Sylbenmaßen, die ganz oder größtentheils aus eilsylbigen Versen bestehen, als Stanzas, Terzinen, Sonette, Canzonen. In den einheimischen Formen war Montemayor berühmt, die Italiänischen, der Sprache angebildeten, wurden erst späterhin zur Vollendung gebracht. S. 89 von einem Buch des Lofraso: „Bey dem heiligen Orden, „den ich empfangen habe! rief der Pfarrer, seitdem „Apoll Apoll ist, seitdem die Musen Musen und die „Dichter Dichter sind, habe ich in keinem Buche so „viel Wiß und so viel närrisches Zeug zusammen gestroffen, u. s. w.“ Hier klingt das ganze Lob ernsthaft, da man doch aus dem Viage al Parnaso deutlich genug sieht, wie Cervantes es mit dem Lofraso meynete:

man konnte sich nur über ihn, keinesweges aber mit seinem Wize belustigen. Tan gracioso y disparatado libro como ese no se ha compuesto, sollte übersetzt seyn: es ist nie ein so ergötzliches und tolles Buch geschrieben worden. S. 131 ihrer Jungfrauschaft unbeschadet,“ con toda su virginidad á cuestras, sollte heißen: mit ihrer ganzen Jungfrauschaft bepackt. Das á cuestras ist eine scherzhafte Parodie des Ausdrucks: seine Jahre auf dem Rücken haben. S. 173 „seine weite Studentenkappe,“ los habitos largos, que como escolas traia, sollte heißen: seine weite Studententracht, oder Mantel. Kappe bedeutet in ordentlichem Deutsch nur eine Kopfbedeckung. S. 182 „die frische Luft,“ el sereno, der Abendthau. S. 218 „diese ausführliche Erklärung,“ este general desengaño. Abgerechnet daß desengaño, ein Wort, das zu der poetischen Kunstsprache der Liebe gehört, durch Erklärung sehr schlecht gegeben ist, heißt general nicht eine ausführliche, sondern eine an alle gerichtete, allgemeine. Dieß hat es wie das meiste von dem obigen richtig. S. 228 Weinbruch, quebrantamientos de huesos, heißt: zerschlagene Knochen. S. 312 „bey diesem Anblick zappelte Sancho wie ein Gehenkter, comenzó á temblar como un azogado. Herr S. hat vermuthlich das letzte Wort mit ahogado oder ahorcado verwechselt; es heißt: er zitterte wie einer der die Quecksilberkur braucht, und sollte im Deutschen durch eine andre sprichwörtliche Redensart übersetzt seyn, wie auch Dieß gethan. S. 393. „Der König, welcher die Gerechtigkeit selbst ist“

la justicia, que es el mesmo Rey; umgekehrt: die Gerichte, welche der König selbst sind, d. h. in seinem Namen handeln. Nach Herrn S's Uebersetzung kommt Gerechtigkeit wie eine moralische Eigenschaft heraus, dementwegen der König gelobt würde. Th. II. S. 89. „Ist es dir möglich, so komm,“ si os cumple venir, veldo: ob es dringend für euch ist zu kommen, das erwägt. S. 124 „doch bin ich in meinen Augen nicht schlechter als du, obwohl du ein Ritter bist,“ en tanto me estimo yo villana y labradora, como tú señor y caballero: ich halte mich eben so hoch als Bäurin, wie du dich als Herrn und Ritter hältst. S. 149. „Trotz seinem Sparren,“ mal que le pesase: wie ungern er auch wollte. S. 193 Fräulein Dulcinea — die ich ehre und liebe wie eine Reliquie, obwohl sie keine ist,“ aunque an ella no la haya: wenn sie auch keine an sich trägt. S. 197 „ohne etwas hinzuzusehen, um mir Vergnügen zu machen, oder davon zu thun, um mir Verdruß zu ersparen.“ Gerade umgekehrt: sin que añadas, ó mientas por darme gusto, ni menos te acortes por no quitarmele, heißt: ohne daß du hinzufügst oder lügst, um mir Vergnügen zu machen, noch auch etwas abkürzest, damit du mich dessen nicht beraubst. S. 203. Spezerenbude, la tienda de algun curioso guantero, wörtlich: die Bude eines feinen Handschuhmachers, was wir einen Galanterieladen nennen würden; Spezerenbude ist hier ganz unschicklich. S. 214. „Von dieser Art Liebe, versetzte Sancho, hab' ich wohl in der Kirche gehört, daß man nur allein unsern

„Herrn Gott auf diese Weise um sein selbst willen  
„lieben soll, ohne Hoffnung des Lohns und Furcht  
„vor Strafe, wiewohl ich ihn auch wohl lieben und  
„ihm dienen möchte, es sey warum es auch wol-  
„le.“ aunque yo le querria amar y servir por lo  
que pudiese: wiewohl ich lieber wegen dessen, was  
er vermag, ihn lieben und ihm dienen möchte. S. 295.  
„Als Dichter, versetzte Lothario, sagen sie nicht immer  
„die Wahrheit, aber als Verliebte sind sie immer  
„eben so wahrhaftig, als kurz und bündig in ih-  
„ren Ausdrücken.“ Ganz falsch und noch obens-  
drein lächerlich! en quanto enamorados, siempre  
quedan tan cortos como verdaderos, als Verliebte  
bleiben sie immer eben so sehr unter der Wahrheit,  
als sie ihr treu sind. — In den Gedichten finden  
sich auch einige Misverständnisse, wovon nachher.

Eine Uebersetzung des Don Quijote könnte freis-  
lich viel mehr und beträchtlichere Fehler enthalten,  
als in der des Herrn S. wirklich vorkommen, ohne  
daß dies den Genuß der Dichtung störte, da ja höhere  
Erfordernisse einer poetischen Nachbildung häufig vor-  
setzliche Abweichungen von dem buchstäblichen Sinne  
nöthig machen; allein da man von der vorliegenden  
Uebersetzung gerade in dieser Hinsicht so große Erwar-  
tungen erregt hat, da es auch wirklich die einzige  
Seite ist, von welcher man sie etwa Anfängern im  
Spanischen empfehlen kann, so verlohnte es sich wohl  
der Mühe, so bedeutende Fehler auszuheben.

Wiel wichtiger ist schon der häufige Mangel an  
Genauigkeit in Wiedergebung des charakteristischen

Ausdruck, die unnöthigen Abkürzungen und Auslassungen. Warum sind z. B. Th. I. S. 65 die Wunden des Mahomed, die im Texte stehn, mit dem Märchen vom Priester Johann verwechselt? S. 160 steht sehr unbestimmt vom Schmuck der Mädchen im goldnen Zeitalter: „in grünen Blättern der Stauden und Bäume,“ statt des mahlerischen: *de algunas hojas de verdes lampazos y yedra entretexidas.* S. 329. „Sie hörten von Zeit zu Zeit abgemessene Schläge;“ von Zeit zu Zeit ist ein Zusatz, der auf die schnell auf einander folgenden Schläge einer Walkmühle gar nicht paßt. Th. II. S. 125 in der Erzählung Dorothea's ist folgender zarte und rührende Zug ganz weggeblieben: Wenn du dich an nichts als hieran stößest, schönste Dorothea, (denn dieß ist der Name der Unglücklichen, die ihr hier seht) sagte der treulose Ritter, u. s. w. *que este es el nombre desta desdichada.* Statt der Wendung, womit eben dieselbe ihren Fall andeutet: *con volverse a salir del aposento mi doncella, yo dexé de serlo,* setzt Herr Soltan: „Mein Mädchen ging hinaus, und „ließ mich wieder allein mit dem Treulosen, und „— ich ward das Opfer seiner und ihrer Verrätheren.“ Ueberhaupt sucht er durch Gedankenstriche, häufiges Unterstreichen der Worte, und selbst verdoppelte Interpunktion, (als !? oder ?!) diesen Krücken schlechter Prosa, der seinigen aufzuhelfen; der seinigen sage ich, denn von der des Cervantes ist nichts übrig geblieben. Unverantwortlicher Weise ist S. 196 eine merkwürdige Aeußerung von Cervantes künstlerischem



Bewußtseyn verkürzt und geschmälert; der Dichter legt nämlich dem Cardenio einen großen Lobspruch auf seine Erfindungskraft in den Mund, indem er ihn von Don Quirote's Berrücktheit sagen läßt: Sie ist in der That so selten und unerhört, daß ich nicht weiß, ob es einen so scharfsinnigen Geist gäbe, der darauf gerathen könnte, wenn man sie als Dichtung erfinden und ausführen wollte. Dieß übersetzt Herr S.: „Ja wohl, und so sonderbar, daß ich nicht weiß, ob man das alles so gut erfinden könnte, wenn man einen solchen Menschen fabelhafter Weise schildern wollte.“ Hat Herr S. gar keinen Sinn für das Charakteristische, oder wollte er die Unbescheidenheit des Cervantes mit dem Mantel der Liebe bedecken?

Es fehlt der Uebersetzung auch in so fern an Vollständigkeit, daß vieles Spanisch gelassen ist, was der Verdeutschung bedurft hätte, und hierin ist die Sache nach Tieck's glücklichen Fortschritten um vieles rückwärts gestellt. Wie kann z. B. der deutsche Leser errathen, daß unter dem Compaß zu Sevilla S. 35 eine Kirchenhalle zu verstehen ist? Sierra Morena kennt zwar jeder als den Namen eines Gebirges aber das Bild des schwarzen Gebirges geht doch verloren. S. 83 ist der sprechende Name eines Bauern Haldudo nicht übersetzt und dadurch ein Scherz verdorben. S. 86 sind die bedeutenden Namen aus dem Ritterroman Tirante dem Weißen, die so viel beytragen ihn komisch zu charakterisiren, unverändert beybehalten. Da der Name, den sich Amadis in seiner Einsamkeit auf dem Armuthsfelsen

gegeben, Beltenbros, den Tieck sehr gut durch Schöndunkel übersetzt, Spanisch gelassen ist, so wird das darüber gesagte Th. II. S. 13 ganz unverständlich. In Don Quixote's Schilderung ist der Name Brandabarbaran del Boliche gelassen, was Tieck nicht wörtlich aber drollig: von der Regalbahn, giebt. Bey dieser Stelle tritt freylich die Schwierigkeit ein, daß die Namen in der Uebertragung auch sonor und fremd klingen müssen; wo dieß indessen möglich ist, da würde sie sehr vortheilhaft seyn, z. B. der Duque Alfenique könnte ohne Bedenken Herzog Marcipano genannt werden. Die Benennungen Duque de Nerbia Espartafilardo del Bosque scheinen alle auf Attribute der Spitzbüberey hinauszulaufen! überall liegen hier noch eine Menge Scherze und Anspielungen verborgen, die ich nicht zu entziffern unternehme.

Mit den Wortspielen hat sich Herr S. zwar bemüht, (nur selten nimmt er seine Zuflucht zu einer Note wie bey Don Azote, Don Gigote und Don Quixote. Th. II. S. 179 was Tieck schon sehr gut gegeben hatte) er ist aber meistens gar nicht glücklich darin. Wenn Sancho den Namen Fierabras mit el feo Blas verwechselt, so läßt ihn Tieck dafür Fieberfraß sagen; Herr S. Federbras, was meines Wissens ganz und gar nichts ist. Wenn er aus Mambrino, Malandrino macht, so heißt es bey Tieck Schandriem; hier Mandarin, ein Wort wovon man nicht begreift, wie Sancho dazu kommt, und wobey obendrein der Spaß verlohren geht, und das zweytemal S. 371 gar Mawrin, was wieder gar nichts ist, da nur wie

im Original Martin hätte gesetzt werden dürfen. Für die Zigeuner- und Spitzbuben-Benennung der Galeeren gurapas hat Dieck sehr schicklich Wasserentgen gesetzt, Hr. S. zuerst Röhrenkufen und gleich darauf, wie señoras gurapas steht, Fräulein Wasserergöttin. Wie paßt dieß nun zusammen? — Die Schelmerey, welche dahinter steckt, wenn der Pfarrer der Dorothea als Prinzessin Micomicona sagt: en poco menos de nueve años se podrá estar á vista de la gran laguna Meona, digo Meotides, scheint Herr S. gar nicht gewittert zu haben; Dieck hat sie ausgedrückt, ohne sie doch deutlicher zu machen. Ein anderer Scherz ist beyden entgangen. Als Don Quixote nach Verlust seiner Backenzähne vom Sancho befragt wird, wie viel er deren gehabt, heißt es: *Quatro, respondió Don Quixote, fuera de la cordal, todas enteras y muy sanas; wörtlich: Vier, antwortete Don Quixote, außer dem Weisheitszahne, alle unverfehrt und vollkommen gesund.* Dieß kann heißen, er habe vier Zähne außer dem Weisheitszahne gehabt, und auch, der Weisheitszahn sey allein anbrüchig gewesen, welches nicht ohne eine lustige Bedeutung seyn würde.

Die obigen Wortspiele sind meist solche, die sich auf Namen und Wortverdrehungen beziehen; andre die mehr in den Sinn eingehen, und sich der Natur der Antithese nähern, hat Herr S. fast ganz vernachlässigt. Z. B. oyeron á deshora otro estruendo que les aguó el centento del agua. S. 329 „so hörten sie doch bald ein anderes Getöse, welches ihnen

die Freude über das Wasser wieder verbarb.“ Hier bot die Sprache die Nachbildung von selbst an: zu Wasser machte oder verwässerte. Eben so ist mehrmals das Spiel mit aventuras und desventuras übergangen z. B. S. 284. In der Novelle vom Curioso impertinente: comenzó Lotario a descuidarse con cuidado de las idas en casa de Anselmo, Th. II. S. 244 „begann Lothario sich der Besuche in Anselmo's Hause zu enthalten.“ Hernach: en efeto él supa tan bien fingir la necesidad, ó necedad de su ausencia, S. 273 „Nur, er wußte die Nothwendigkeit seiner Entfernung so gut vorzustellen.“ Man sehe nur Diecks Uebersetzung nach, wie glücklich und ohne Zwang er diese Gegensätze anzudeuten gewußt. Den bloßen Antithesen ohne Wortspiel ist es oft nicht besser ergangen wie diesen; z. B. Otro dia recibió los quatro mil escudos, y con ellos quatro mil confusiones; Th. II. S. 276. „Er empfing die viertausend Thaler, und befand sich nun in noch größerer „Verlegenheit, als zuvor.“ In Cardenio's Erzählung: Vivia en esta mesma tierra un cielo, donde puso el Amor toda la gloria que yo acertara á desearme; „In derselben Stadt lebte ein himmlisches Mädchen,“ u. s. w. Wie matt und platt! Der Doppelsinn, daß tierra zugleich Stadt und Erde bedeutet, konnte freylich nicht bedeutet, konnte freylich nicht ausgedrückt werden, aber was hindert uns zu setzen: In derselben Gegend der Erde lebte ein Himmel, dem die Liebe alle Glorie verliehen, die ich nur zu begehren wüßte. Oder hielt Herr S. dergleichen excentrische Ausdrücke  
etwa

etwa für Fehler des Styls? Sagt man doch selbst im gemeinen Leben: ein Himmel auf Erden.

Es kann nicht zum Grundsatz gemacht werden, die vorkommenden Sprüchwörter jedesmal (was ohne dieß unmöglich seyn würde) durch wirkliche einheimische Sprüchwörter zu ersetzen: es ist genug wenn das sprüchwörtliche der Redensart und ihre Bedeutung nicht verkannt werden kann. Auf diese Art hat auch Herr S. manche Reimsprüche durch selbsterfundne zu geben versucht; allein es gilt hievon eben das wie von den Wortspielen. J. E. Th. I. S. 396. „Gram und Kummer flieht vor Gesang und Lied;“ *quien canta, sus malos espanta*. Wie viel besser hat es Dieck: daß wer singt, sein Unglück bezwingt. Andre Male hat Herr S. Redensarten und Anspielungen, die ein lokales Kolorit haben, sehr unpassend mit deutschen und selbst provinziellen vertauscht, z. B. Th. II. S. 207 „aber was eine gute Gans ist, die schmeckt auch nach Martini;“ *pero buenas son mangas despues de pascua*. Hier konnte sehr gut ohne Undeutlichkeit gesetzt werden: aber ein neues Kleid steht auch nach dem Osterfeste gut. Wenn vollends in der zierlichen Erzählung der Prinzessin Micomicona: *porque jamas me ha pasado por el pensamiento casarme con aquel gigante, pero ni con otro alguno, por grande y desaforado que fuese*, übersetzt wird: „wenn er auch der große Stoffel selbst gewesen wäre,“ so ist dieß nicht nur ganz und gar unspanisch, sondern eigentlich plattdeutsch, und obendrein eine höchst gemeine Uebertreibung. Auch die Flüche

und Verwünschungen haben nationales Gepräge; wenn also statt: *que dios cohonda*, Th. II. S. 7 „die ich zu allen Henkern wünsche; und statt der Anrede des Wirthes an Sancho: Feind Gottes und seiner Heiligen! Th. II. S. 336 „du tausend Sackerlot“ gesetzt ist, so gehen damit wirklich charakteristische Züge verloren. Eben so geht die Uebertragung von *la Santa Hermandad* S. 143 durch *Polizey*, was auch nicht einmal dem Begriffe angemessen ist, gar sehr aus dem Kostum heraus; an andern Stellen ist es nach Tieck's Vorgange richtig die heilige Bruderschaft übersezt.

Man unterscheidet im *Don Quixote* sehr gut die Stellen, wo die Sprache frisch und neu aus dem Zeitalter des Cervantes ist, und wo sie in den Neben des Helden oder derer, die seinen Ton annehmen, auf die veraltete Weise der Ritterbücher zurückgeht. Da es nun bey einer poetischen Nachbildung darauf ankommt, uns die ganze Welt, worin die Darstellung des Dichters zu Hause ist, so viel möglich gegenwärtig zu erhalten, so wird der Uebersetzer auch in jenen ersten alles vermeiden müssen, was zu bestimmt an Ansichten und Sitten unsers Zeitalters erinnert, in den letzten aber hat er ebenfalls jene feyerliche Alterthümlichkeit nachzuahmen. Von allem diesem ahndet Herr S. nun nichts; sogar da, wo das Veraltete nicht eine Nuance, sondern am stärksten aufgetragen ist, wie in *Don Quixote's* Brief an *Dulcinea*, Th. II. S. 38 übersezt er in seinem gewöhnlichen Striche fort. Man vergleiche damit Tieck's Uebersetzung des

selben Briefes. So verfehlt er auch ganz die meistens unerschütterlich ruhige Rhetorik des Ritters durch vertrauliche und abgebrochne Redensarten, z. B. S. 52. „Kann alles wohl seyn,“ *Bien está todo eso.* S. 240 „was weiß ich.“ In eben dieser edlen Rede über die Buße des Amadis, wird diesem ein Schatzbarnack (*sinsabor*) von seiner geliebten Oriana angethan, und auf diese Art fällt Herr S. in Don Quijote's poetischen Reden, bey denen es ja eben äußerst sinnreich gedacht ist, daß sie wirklich oft sehr schön sind und die Parodie nur leise hineinspielt, alle Augenblicke aus dem Tone. So kommt in einem der entzückendsten Perioden dieser Art: *bien notas, escudero fiel y legal etc.* S. 331 plötzlich stockfinster vor, wo im Original *las tinieblas* steht. Hernach S. 337. „Der Zeitverlust, sprach er, ist mir zwar „verzweifelt ärgerlich; weil sich aber doch Rocinante „durchaus nicht von der Stelle bewegen kann, so „will ich mich gedulden bis die Morgenröthe hervor- „geht,“ da das Original wörtlich so lautet: Weil dem also ist, Sancho, daß Rocinante sich nicht bewegen kann, so bin ich zufrieden zu warten bis die Morgenröthe lacht, wiewohl ich weinen muß, daß sie heranzukommen zögert. Um alles in der Welt, glaubt denn Herr S. daß Cervantes seinen Helden ohne Absicht so reden läßt? oder hat er für gar nichts Sinn als für den materiellen Sinn der Worte, und ist zwar wohl in Spanien, aber niemals weder im Cervantes noch überhaupt in der Poesie gewesen?

Nach solchen Proben bin ich wohl des Beweises

überhoben, daß die feineren Schönheiten der Prosa, der kunstvolle Bau, die reizende Concinnität und Symmetrie, der numerose Gang und die befriedigende Rundung, endlich der zarte Hauch geistiger und all- durchbringender Anmuth, gänzlich verlöscht sind; eines Beweises, der, um ihn zu führen, da hierüber noch kein Schatten einer Theorie vorhanden ist, eine ausführliche Erörterung über die Natur der romantischen Prosa erfordern würde, weshalb ich mich jetzt nur auf das Gefühl solcher Leser berufen will, die das Original studirt haben, oder sich die Mühe nehmen wollen, Diecks Uebersetzung in rednerischen Stellen mit der des Herrn Soltan zu vergleichen. Nur einen fast handgreiflichen Punkt will ich bemerken, daß die Schreibart des letzten viel zu zerschnitten und zu wenig periodisch ist. Wenn man auch noch nicht einsehen will, daß die langen Perioden des Plato und Cervantes wesentlich zu ihrer poetisirten Prosa gehören, so wird man doch eingestehen müssen, daß jenes abgebrochne eine Abweichung vom Charakter ist, und daß der Uebersetzer dadurch einer großen Schwierigkeit aus dem Wege geht, weil die Participien uns lange nicht so sehr zu Statten kommen, als den Griechen und Lateinern, oder selbst den Spaniern und Italiänern.

Den komischen und mimischen Bestandtheil der Darstellung hat Herr S. noch am ärgsten verfehlt. Nirgends zeigt sich die hohe Kunst des Cervantes bewundernswürdiger, als in der Art, wie er ihn mit dem Romantischen zu verschmelzen, und gerade, wo



er in die lebendigste Nachahmung gemeiner Wirklichkeit hineingeht, z. B. wenn Sancho's Natur in Zorn oder Freude sich losreißt und allen Respekt aus den Augen setzt, sie durch unmerkliche Drucke außerlesener Zierlichkeit zu heben weiß. Nirgends Uebertreibung oder Verschwendung, und besonders werden in einem Werke, dessen ganze Anlage unergründlich witzig ist, die einzelnen Scherze und Einfälle nie vorlaut. Ohne Sinn für diesen bescheiden Farbauftrag hat Herr S. überall verstärkt, vergrößert und den Ausdruck ins unedle und plebeje gelenkt, auch wo gar keine Veranlassung dazu da war, wie z. B. in dem Prolog, woraus ich ohne weiteres nur die erheblichsten Beispiele hersehen will. Un hijo, einen Burschen; pensamientos varios, Sünde und Einfälle; un hijo feo y sin gracia alguna, ungeschlechter Junge, gleich darauf Bube; la corriente del uso, dem gewöhnlichen Schlendrian; disimules, zu vertuschen; pensaba en el prologo, brütete über der Vorrede; ponerlos al principio, vor meinem Buche aufmarschiren lassen; maldiciente, ein Lästermaul; la suspension y elevamiento, das Kopfbrechen und die Verlegenheit; que estais tan lexos de serlo, como lo está el cielo de la tierra, daß euch daran noch gewaltig viel fehlt; algunos pedantes y bachilleres, ein Paar Schulfüchse von Magistern; cuya anotacion os dará gran credito, eine Note die sich gewaschen hat. So geht es nun durch das ganze Buch; auch die Neben des Don Quirote, die im Original selbst, wenn er noch so ergrimmt ist,

immer eine gewisse Würde behalten, sind voll von dergleichen. Z. B. S. 45 *dexaria*,ardon geben würde. S. 118 *Sabes poco*, du verstehst nicht ein Haar; Th. II. S. 15 *ni grado, ni gracias*, das dank' ihm der Henker; S. 5 heißt ein auf die Zunge gelegtes Interdict, Zungensperre; wo Don Quixote sagt, Th. I. S. 332 er wolle eine *muy triste figura* in seinen Schild mahlen lassen, läßt ihn Herr S. sagen: „ein wahres *Ecce-homo* Bild,“ welches erstlich herauskommt als hätte sich der Ritter wirklich zum besten, und dann im Munde eines Katholiken ein wahrer Frevel seyn würde. In einer ernstern und pathetischen Rede, worin Don Quixote die Beschwerden des Ritterstandes schildert, S. 190 lautet es: „nicht unter trockenem Dache, sonder unter Gottes freyem Himmel, wo uns im Sommer das Hirn im Kopfe verbrennt, und im Winter die Eiszapfen an den Knebeln frieren;“ statt: nicht unter schirmendem Dach sondern unter freyem Himmel, den unleidlichen Strahlen der Sonne im Sommer, und den starren Frösten des Winters zum Ziele bloßgestellt. Herr S. wird vielleicht einwenden, in derselben Rede komme ja doch *piojoso* vor; aber eben dieß *piojoso*, welches er vielleicht durch Ungeziefere zu verfeinern geglaubt hat, macht zwischen die übrige Erhabenheit so isolirt und demüthig hingestellt, eine unvergleichliche Wirkung. Ueberhaupt kommt alles auf die Weise, die Stellung und Verbindung an: viele von den hier gestadelten Ausdrücken mögen allerdings von vortrefflichen Dichtern gebraucht worden seyn; allein man

wird es gewissen Leuten nie begreiflich machen, daß der poetische Gebrauch des Niedrigen und Rohen ganz etwas andres ist als eigne unmittelbare Gemeinheit und Platttheit. — Eben so geht es wo der Dichter selbst redet; aus dem caballo de Gonela wird S. 12 die Kracke des Gonela, ein meines Wissens gar nicht Deutsches, sondern Niedersächsisches oder Plattdeutsches Wort. Bey der Rede des Don Quixote S. 163 müssen die Hirten mit aufgesperrten Mäulern sitzen, embobados y suspensos. Wird ein dickes Buch im Scherz eine Tonne genannt, so macht Herr S. einen Dickbauch daraus. Wird dem Rocinante das Sattelzeug gesprengt, so steht er in naturalibus da, und dergleichen Studentenwitz mehr. In Sancho's Reden findet man alle Augenblicke 'n Bissel und andre solche übervertrauliche Verstimmelungen, da doch die Spanische Sprache überhaupt nichts dem analoges hat. Wo sie nun lebhaft werden, oder wo niedrige Szenen geschildert sind, da wird aus perder, vor die Hunde gehen, aus espada, Sarras, aus tizona, mein Habedudieß, molimiento, Prügelsuppe, encantamentos, Verhextsenn, mal hadada, vertrackte; eine Matratze, die so dünn war, daß sie eine durchgenehte Decke schien, wird mit abgeschmackter Uebertreibung: kaum so dick wie ein Messerrücken, u. s. w. Kurz, es wimmelt alsdann von Ausdrücken und Vergleichen, womit sich pöbelhafte Behaglichkeit eine Güte zu thun pflegt. Doch ich kann mich mit diesem ekelhaften Wust nicht länger befassen: mir ist dabey zu Muthe, als wenn die zarten

Melodien des Luftgeistes Ariel von irgend einem erdgebohrnen Kaliban nachgesungen würden. Herr S. hat, wie jeder Uebersetzer von bloß subjektivem Geschmacke seinem Autor gern das beylegt was ihm das vortrefflichste scheint, unverkennbar den Don Quixote in die Manier des Hudibras hinüber zu arbeiten gesucht, so wie der Hudibras wiederum eine verfehlte Nachahmung des auf eben die Art mißverstandnen Don Quixote ist. Da nun Herr S. sein Original so nimmt, so möchte ich wohl fragen: wozu er eine ganz neue Uebersetzung noch nöthig finden konnte? Die Hertuchsche hat wenigstens den Vorzug vor der seinigen, daß sie aus einem Stücke ist, indem sie den poetischen Theil ganz wegläßt, da er sich hingegen durch die verunglückte Prätension diesen mit zu übertragen höchst lächerlich gemacht hat.

Dies ist das einzige, wovon ich noch zu reden habe: die eingestreuten Gedichte. Es ist nichts davon ausgelassen, außer ein paar kleine mit abgekniffenen Endsyblen auf Sancho und Rocinante unter den voranstehenden Versen. Warum füllte Herr S. diese Lücke der Tieck'schen Uebersetzung nicht aus? Die Gedichtchen sind zwar merkwürdig genug um einen Philologen lebhaft zu beschäftigen, aber doch gerade keine Oedipus-Räthsel. Die Sonette sind zum Theil beybehalten: aber hilf Himmel was für Sonette! Die altfränkischen in Alexandrinern (Th. II. S. 294 und 296) möchten noch hingehen; aber Th. I. S. 85—91 finden sie sich mit Versen von jeder Länge, von sechsfüßigen bis zu dreyfüßigen durch einander. Wer ein

Ding wie S. 85 wo das erste Quartet das Sylbenmaß einer Kamlerschen Ode, und das zweyte gar keine Verschlingung der Reime hat, Sonett überschreiben kann, der muß von dieser Form, wobey alles auf der architektonischen Symmetrie beruht, gar keinen Begriff haben. Ich will doch dieß noch sonst merkwürdige Quartett hersetzen. Amadis redet den Don Quixote über seine verlebte Bußübungen, die seinen eignen gleichen, an:

Du dessen Augenpaar, wie ein Paar Neben,  
Des Salztranks Fülle täglich dir gegeben;  
Du dem man Silber, Zinn und Messing zwar entführt,  
Doch auf der Erde dich mit Erde regallert;

Tú, á quien los ojos diéron la bebida  
De abundante licor, aunque salobre,  
Y alzandote la plata, estaño y cobre  
Te dió la tierra en tierra la comida:

Zuerst der schöne Flickreim: wie ein Paar Neben. Die letzten Zeilen geben gar keinen Sinn, Herr S. hat sie durchaus nicht verstanden. Wie soll alzandote heißen können: dem man entführt? Wörtlich bedeutet es: und während dich Silber, Zinn und Kupfer erhöhte, d. h. deine Thaten verherrlichte. Sonst sagt man: die Thaten werden in Erz verewigt, die Nennung der drey Metalle ist eine burleske Erweiterung hievon, die durch das witzige Spiel, unpoetische Worte zu einem seltenen Reim zu vereinigen, herbengeführt wird. Te dió la tierra en tierra la comida, die Erde gab dir auf der Erde Nahrung,

nämlich du verzehrtest Wurzeln, und zwar auf der bloßen Erde ohne Tisch oder sonstiges Geräth. Das ganze Sonett ließe sich beynahе wörtlich etwa so geben:

Du, der du nachgeahmt mein jammernd Leben,  
Dem ich mich einst, abwesend und gekränkert,  
Aus frohem Stand in Buße tief versenkert,  
Dort auf dem Armuth-Felsen hingegeben.

Du, den die Augen, bey dem bangen Streben,  
Mit reichlichem doch salz'gem Naß getränkert,  
Dem Erd' auf Erde magie Kost geschenkert,  
Derweil dich Silber, Kupfer, Zinn, erheben.

Leb' im Vertraun, es werd' auf ew'ge Zeiten  
So lang zum mindesten in der vierten Sphäre  
Der blond' Apollo mag die Kasse treiben,

Dein Name selten Heldenruhm verbreiten,  
Dein Vaterland genießen höchster Ehre,  
Dein weiser Thatenschreiber einzig bleiben.

Verschiedne Sonette sind in andre Sylbenmaße überseht, z. B. das von Gandalin an Sancho auf die Melodie: Ich denke dein. Das Gespräch zwischen dem Pferde des Eid, Babiaca, und Rocinante ist in vierfüßige Anapäste gebracht, und am Schluß die Art wie Dieck das Wortspiel rocines und Rocinante giebt, durch Knappe und knapp, benutzt. Dieck hat durch Freyheiten in der Sprache und unvollkommne Reime den redenden Personen gleichsam ihren eigenthümlichen

Dialekt zu geben gesucht: eine zwar an sich drollige Idee, wozu aber das Original keine Veranlassung giebt. Ich habe folgende Uebersetzung versucht:

### G e s p r ä c h

zwischen Babieca und Rocinante.

- B. Wie seyd ihr Rocinante, schmal gemessen!  
R. Man frist ja nichts, und muß sich immer plagen.  
B. Wie stehts mit Hafer und des Strohes Lagen?  
R. Nicht einen Bissen läßt mein Herr mich essen.
- B. Ey, Freund, ihr seyd unartig und vermessen,  
Mit Eselszunge nach dem Herrn zu schlagen.  
R. Er bleibt ein Esel, wars seit jungen Tagen;  
Er ist verliebt, nun könnt ihr selbst ermessen.
- B. Ist Lieben Thorheit? R. Doch gewiß nicht weise.  
B. Ihr seyd ein Philosoph. R. Das kommt vom Fasten.  
B. Beklagt euch denn bey eures Ritters Knappen.
- R. Was hilft mirs, daß ich meine Noth beweise,  
Wenn Herr und Diener unter gleichen Lasten  
In die Kappuse gehn mit ihrem Rappen?

Sehr fehlerhaft ist in das Gedicht der Driana ganz fremde Ritter-Mythologie vom Sacripant hineingebracht, da in diesen Gedichten alles bis auf die feinz

sten *Mancetti* beziehungsweise auf die *Ritterbücher* ist, worin die redenden Personen vorkommen. Man müßte diese genau kennen, um allen *Witz* darin zu fühlen; indessen läßt sich auch ohne das einsehen, daß sie zu den meisterhaftesten *Sonnetten* der feineren *burlesken* Art gehören, die es giebt. Mit einem solchen nicht zum *Don Quixote* gehörigen *Sonette*, weiß sich *Cervantes* im *Viage* so viel, als mit irgend einem großen *Werke*.

Unter den *Liedern* ist das vom *Antonio* noch am besten gerathen, es hat durch das dem *Original* nähere *Sylbenmaß* einen Vorzug vor *Tieck's* Uebersetzung, die ich deshalb schon in der *A. L. Z.* getadelt. Doch ist die Vertauschung von *Olalla* mit dem *Griechischen* Namen *Palage* unschicklich, daß in der sechsten *Strophe* „dem *Endzweck* ein *Ziel* bevorsteht,“ ein gar übler *Pleonasmus*, und in der fünften ist die *Anspielung* *llamado* und *escogido* auf den *Spruch*: viele sind berufen, aber wenige sind auserwählet, ein feiner *Zug*, da ein *Geistlicher* das *Lied* gebichtet haben soll, nicht gegeben. Die eignen *Verse* des *Don Quixote* auf die *Dulcinea* hat *Tieck* weit genauer und besser. Das *Drollige* liegt im *Original* besonders darin, daß *Quixote* immer zum *Reimworte* gebraucht, und dazu *unedle* *Wörter* herbegehohlet sind, und dann daß der *Zusatz* *del Toboso*, der dem *Ritter* unentbehrlich schien, über das festgesetzte und bekannte *Maß* der *Copla real* überfließt; das erste ist von *Herrn S.* ganz aus der *Acht* gelassen, das zweite durch die zweckwidrige *Verkürzung* der *Strophe* verlohren gegangen. In dem



Liede des Cardenio Th. II. S. 73 lautet die letzte Strophe so:

Was reißt mich denn aus meiner Noth?  
nur der Tod.

Und wem gewährt die Liebe Gewinn?  
dem Leichtsin.

Und wo ist Trost für ihre Qual?  
im Narr'ospital.

Dann sind für meine Leidenschaft  
Verlohren alle Mittel,  
Weil nichts mir Hilf' und Rettung schafft,  
Als Leichtsin, Tod und Spittel.

Der lustige Gang der Verse macht sich vortrefflich zu der tiefen Melancholie, überhaupt scheint das Lied eher von dem Orte herzukommen, wo es Herr S. durch den Schluß hinbringen möchte. Und dieß sollten Verse seyn, denen man es anhörte, daß sie nicht von einem bäurischen Hirten sondern einem gebildeten Hofmanne herkämen! Man vergleiche nur:

Was kann lindern meine Noth?  
Nur der Tod.

Und was schafft der Liebe Gut?  
Wankelmuth.

Was macht ihrer Uebel frey?  
Raserey.

So seh' ich, nicht weise sey  
Meine Neigung wollen hellen,  
Da nur Hülfe kann ertheilen  
Tod, Wankelmuth, Raserey.

Ober man vergleiche vielmehr das Original, da ich nicht behaupten mag, daß es in meiner Uebersetzung nicht an edler Zartheit eingebüßt habe.

Den Gipfel von Hrn. S's Uebersetzerkünsten findet man aber nach allem bisherigen in der Cancion desesperada, dem erhabnen Sterbegefange des Chryso- stomo, den er (horresco referens) in das lustige Romanzen-Sylbenmaß:

Wie selig wer sein Liebchen hat,  
Wie selig lebt der Mann!

übertragen hat. Die Drohung an die Geliebte wird hier gegen den Leser gewandt:

Vom schrecklichen Gedicht  
Soll — mir zur Lind'ung, dir zur Qual —  
Bey dumpfer Leyer Ton  
Das Ohr dir gällen diesesmahl,  
Zu rächen deinen Hohn.

Wenn der Dichter alle Naturlaute des Schmerzes zu einer Symphonie der tiefsten Seelenleiden zusammenruft, und die Schilderung eines jeden in dumpfen doch starken Tönen sich aus einem Verse in den andern hinüberschleift, so findet man hier lauter springende kurze Sätze, und den Ausdruck in einem kurzen Auszuge:

Leht eur Geheul, ihr Wölfe, mir;  
Dein Brüllen, grosser Leu;  
Dein Stöhnen, du erschlagner Stier  
Ihr Raben eur Geschrey; u. s. w.

Hier zu Lande möchte ein todtgeschlagner Stier wohl nicht mehr stöhnen: doch vielleicht muß man in Spanien gewesen seyn, um diese Erfahrung gemacht zu haben. Im Original:

Del ya vencido toro el implacable  
Bramido,

ist der Ausdruck ganz des Bildes würdig, daß durch die ihm zum Grunde liegende Anschauung der Stiergefechte so unmittelbar und so groß wird. Wo ein schönes Grausen durch das Gedicht zieht, ist es in nordisches Spuk- und Gespensterwesen verwandelt, z. B. „Leih, fletschender Verdammten Heer, Eur Zähngeklapper mir; des Leichhuhns Klaggeschrey,“ dann „die Unke, die Drude.“ So sehr ich meinen Leser vorzubereiten gesucht habe, so fürchte ich doch, ihn durch das helle Posthorn der Fama und den Brummbaß des Cerberus noch zu sehr außer Fassung zu bringen. Ja es steht wirklich da: das helle Posthorn der Fama und der Brummbaß des Cerberus. Möge denn jenes die Bemühungen unsers Uebersetzers verkündigen, und dieser den neuen Orpheus bewillkommen!

Freylich kann man sich nicht wundern, daß die Cancion desesperada so ausgefallen ist, wenn man S. 474 erfährt, daß Herr S. sie für tragikomischen verliebten Unsinn nimmt. Ein Gedicht, das den Scharfsinn der gegen sich selbst wüthenden Verzweiflung mit dieser zerreißen Wahrheit dar-

stellt! \*) In seiner Travestirung ist es noch mehr als tragikomisch, es ist völlig burlesk und zwar von der abgeschmackten Art geworden. Zwar ist er nachher in sich gegangen, und hat außer obiger Uebersetzung, die im Texte steht, noch eine zweyte verfertigt. „Wie ich das Verzweiflungslied des Schäfers Chrysofomd übersehte,“ sagt er S. 474, „wählte ich zuerst reimefreye Verse. Hernach glaubte ich, den Romanzenton vorziehen zu müssen. Jetzt dünkt mich aber, daß ich am besten gethan hätte, die sechzehnzeiligen Stanzas des Originals beizubehalten.“ Eine recht gute psychologische Schilderung von dem Gemüthszustande eines solchen Uebersetzers! Ich will nicht untersuchen, wie viel Antheil Diecks Beispiel und mein Urtheil darüber an dieser Sinnesänderung haben mögen: denn in der That wir könnten uns auf unser Werk nicht viel einbilden. Die zweyte Uebersetzung ist

\*) Es sey mir erlaubt, hier im Vorbengehn den Kennern meine Vermuthung vorzulegen, daß Cervantes diese Canzone, wie auch die Begräbnißeyer des Chrysofomd, und die Rede der Marcella ursprünglich für den zweyten Theil der Galatea bestimmt hatte, und da er die Vollendung dieses Gedichtes immer weiter hinausschob, sie für den Don Quirote benutzte. Schon im ersten Theil der Galatea bemerkt man, daß gegen das Ende desselben der Wechsel von Freude und Schmerz, von Tod und Leben (wie in den Requien und dem gleich darauf folgenden ruhmathmenden Gesänge der Kalliope) rascher und entschiedner wird; es läßt sich also aus der ganzen Anlage des Werkes schließen, daß diese Gegensätze im zweyten Theile noch höher würden gestiegen seyn, und da wären folglich Stücke von diesem strengen und tragischen Styl durchaus erforderlich gewesen.

ist zwar etwas weniger schlecht, aber immer noch dürftig, kümmerlich und platt genug. Z. B.

Berachtung tödtet. Argwohn (sey er nun  
Begründet, oder nicht) drückt die Geduld darnieder.  
Weit schneller noch ereilt uns das Geseher  
Am Pfeil der Eifersucht; und nichts kann weher thun,  
Als lange Trennung.

Auch die nordischen Bilder, das Leichhuhn, die Unke,  
das Zähngeklapper u. s. w. kommen wieder, und in  
der Unterwelt gar die Gnomen.

Du, Höllenwächter mit drey Rachen, belle  
Mit allen tausend Gnomen aus der Hölle  
Den Contrapunkt.

Im Spanischen steht zwar: el doloroso contrapunto;  
aber weiß Herr S. nicht, daß die in die Poesie auf-  
genommenen technischen Wörter in jeder Sprache ver-  
schieden sind? Der Contrapunkt ist hier fast eben so  
burlesk als oben der Brummfuß; der Spanische Aus-  
druck konnte sehr gut durch: die klagenden Akkorde,  
gegeben werden. Der Schluß krönt das Werk:

An diesem Trauerzug  
Hat ein Verliebter, der von Schmach gekränkt,  
Sich selbst erhenket, (däucht mich) wohl genug.

Mit der Nachbildung des Sylbenmaßes ist es  
nichts ganzes noch halbes, weil Herr S. das Gesetz,  
immer männliche und weibliche Reime und zwar nur

zwey verschiedne alterniren zu lassen, nicht hat aufgeben wollen. Er verräth seine Unwissenheit in dieser Materie, wenn er bey Erklärung der Spanischen Strophe, die beyden Tercetts womit sie anfängt, Coplas, und die darauf folgenden zehn Zeilen eine Decima nennt; Namen, die ganz andern Versarten gewidmet sind. Auch ist diese Strophe gar nicht so einzig und seltsam wie er zu glauben scheint: der Anfang mit zwey Tercetts ist der gewöhnlichste bey einer Canzone, das besondre ist hier nur, daß kein einziger kürzerer Vers von sieben Sylben in der Strophe vorkommt, und dann der Schluß mit einem eingeschalteten Reime, da der gewöhnliche in zwey auf einander folgenden Reimzeilen besteht, welches beydes sich jedoch bey Dante und Petrarca findet. Herr S. meynt S. 488 was er nicht nachgeahmt, „verdiene nicht einheimisch bey uns zu werden.“ „Er glaubt nicht, S. 486, daß „es einem Deutschen, der von dem Genius und „von den wahren Schönheiten seiner Muttersprache „und ihrer Dichtung einen richtigen Begriff hat, einfallen könne, ein langes Gedicht, wie dieses, in lauter elfsyllbigen Versen mit weiblichen Endungen zu „übersetzen“ Da nun meinem Freunde Dieck und mir allerdings dieses und noch viel ärgere Dinge einfallen, so wissen wir, zu welcher Klasse von Deutschen wir gehören. Er belehrt uns, die Spanier und Italiäner müßten sich in Ansehung der Sylbenmasse behelfen, und erklärt somit die mit einer fast untrüglichen Feinheit des Ohres vorgenommene Wahl des Besten für Mangel und Beschränkung. In jenen Sprachen seyen

lauter weibliche Reime hinter einander noch eher zu dulden, weil da in Wörtern von weiblicher Endung die letzte Sylbe bestimmt ausgesprochen werde, im Deutschen hingegen werde sie halb verschluckt. Dieß letzte Faktum ist mir nicht bekannt, wiewohl ich in Deutschland gewesen bin; und noch weniger sehe ich ein, wie der Schluß daraus folgen soll, denn alsdann gäbe es ja eigentlich gar keine weibliche Reime, sie wären alle schon von selbst männlich, und wir hätten nur nicht recht zugehört. Die weiblichen Reime der Italiäner und Spanier haben zwar vor den unsrigen die offenen und mannichfaltigen Vokale voraus, dagegen haben wir die Verschiedenheit der Consonanten, und wenn man mittelst dieser und des Hauptvokals die weiblichen Reime gehörig kontrastirt, so kann man sie recht gut mit einander alterniren lassen; ja ich gestraue mir aus einleuchtenden Gründen darzuthun, daß beym Sonett, der Canzone und dem lyrischen Gebrauch der Terzine und Oktave, die Ausschließung der männlichen Reime durchaus mit zum großen Styl gehört. Die Spanier haben fast eben so viel männliche Reime wie wir, und gebrauchen sie auch fleißig in ihren einheimischen Sylbenmaßen; bey der Einführung der Italiänischen haben Boscan und Garcilaso sie noch dann und wann gebraucht, nachher sind sie völlig ausgeschlossen worden. S. 487. „Eben so wenig „möchte es wohl einem deutschen Ohr gefallen, in einem „gereimten Gedichte im Anfange jeder Stanze „drey Zeilen nach einander ohne Reim zu hören, „und erst warten zu müssen, bis die Reime wie ein-

„Zelte Soldaten aus einem Defilee einer nach dem andern zum Vorschein kämen.“ Herrn S's. alberner Spott trifft hier gar nicht die Nachbildner, sondern die Erfinder, die Provenzalen und Italiäner, die großen metrischen Künstler unter den Neueren. Der rohe ungeübte Sinn wird den so schon starken Reiz des Reimes auf die stärkste Weise verlangen, und also ist unmittelbare Folge, und zwar mit kurzen Versen, die Naturform des Reimens. Je feiner hingegen das Gehör ausgebildet wird, desto weiter dürfen auch die Beschränkungen der Reime gehen; die Italiäner und Spanier trennen die Reime nicht selten durch fünf bis sechs Zeilen mit verschiedenen Reimen. Wie muß Herrn S. dabey zu Muth werden, da ihm schon bey dreyen das Hören vergeht! — Die Franzosen mögen bey ihren schlechten und wenig sonoren Reimen allerdings Ursache haben, das Alterniren auf zwey, und zwar dabey den Wechsel der männlichen und weiblichen Reime festzusetzen, um sie durch den Gegensatz hörbarer zu machen. Unserer Sprache sind diese Beschränkungen durch die Nachahmung der Franzosen erst aufgedrungen (die Minnesinger entfernen die Reime oft eben so weit wie die Provenzalen, und machen auch keinen Unterschied zwischen männlichen und weiblichen) und hoffentlich wird von allen solchen metrischen Vorurtheilen in einigen Jahren nicht mehr die Rede seyn.

Das unerhörte Wagesstück mit drey verschiedenen Reimen nach einander hat übrigens schon im vorigen Jahrhundert Harsdörfer in seiner Uebersetzung der



Diana des Gil Polo glücklich bestanden, in welcher er überhaupt schon zum Theil auf dem richtigeren seitdem verlassnen Wege ist, was die Nachbildung der Spanischen Gedichte betrifft. Der wackre Mann äußert sich darüber folgendermaßen, und ich kann seine Belehrung auf Herrn S. anwenden und diesen damit entlassen: „Mir zweiffelt nicht, es werden dem Leser „etliche Gedichte Spanisch vorkommen, weil derz „gleichen zuvor noch nicht geteutschet. Er geruhe aber „zu bedenken, daß solche aus der Spanischen Sprache „gedolmetschet, und die Reimarten, so viel nur seyn „können, in den meisten verblieben.“

---

Da ich vorhin die belletristische Zeitung erwähnt habe, so will ich meinen Lesern ein Beyspiel geben, wie viel ein Schriftsteller, der bey einem schwierigen Unternehmen redlich nach Vollendung strebt, sich bey unsern sogenannten Kritikern Rathes erholen kann. Im Jahr 1797 erschien das erste von meiner Uebersetzung des Shakspeare, sechs Bände sind nunmehr heraus, und noch sehe ich einer gründlichen Beurtheilung vergeblich entgegen. Ein Recensent in der Allgemeinen Literatur-Zeitung (1797. Nr. 347 u. 348) glaubt mir mit seinem oberflächlichen Lobe mehr als Genüge geleistet zu haben. (Intell. Bl. d. N. L. Z. 1800. Nr. 57. S. 477.) Er irrt sich: mir ist es um die Sache zu thun, und über diese enthielt seine Recension nichts von Bedeutung, außer etwas aus einem Aufsatze von mir abgeschrieben. Ein wackerer

Mann in der Oberdeutschen Litteratur-Zeitung (vom 23sten August 1799) zeigt viel guten Willen meine Bemühungen anzuerkennen, allein das Schicksal hat ihm ein Exemplar des Englischen Shakspeare versagt, vermuthlich ist auch in der Provinz, worin er lebt, überhaupt keines vorhanden; er sagt daher mit lobenswürdiger Ehrlichkeit: „So viel sich Rec. aus ehemaliger Lektüre des Englischen Originals ersinnert, hat Herr Schlegel die Poesie des Dichters“ u. s. w. Ein Recensent endlich in der bellettristischen Zeitung (11tes und 12tes St.) nimmt die Miene an, als wollte er wirklich auf die Sache gründlich eingehen, lobt mich mit majestätischer Unparteilichkeit, und tabelt mich hierauf mit vollkommener Gemüthsruhe. Freylich trifft der Tadel mehr den Shakspeare als mich: es läuft auf die schon so oft widerlegten Behauptungen hinaus, Shakspeare habe doch in einer sehr rohen und ungesitteten Zeit gelebt und sey leider sehr incorrekt, besonders habe er viel falschen Witz; man müsse ihn also würdiger machen in einem so überaus feingesponnenen und vortrefflichen Zeitalter wie das unsrige zu erscheinen, und ihn ganz leise in die Popesche Mäßigung, Artigkeit und Glätte hinüberarbeiten. Wer nicht einsieht, daß Shakspeare auch in Handhabung der Sprache und des Versbaues Pope'n so weit überlegen ist, wie alles dem gar nichts, daß alle die vermeynten Anstöße und Abweichungen bey jenem bedeutend und ausdrucksvoll sind und zum Wesen der Sache gehören: der versteht noch gar nichts vom Shakspeare, und ich darf sagen, überhaupt

nichts von der Poesie. Wie sollte dieß auch unser Kritiker, da er eigentlich auf der Höhe jener Zeiten steht, wo man den höchsten Lobspruch erteilte, wenn man sagte: der Mann schreibt seinen reinen und fließenden Vers. Er findet die meinigen holprig, nach der Voraussetzung daß beständig eine kurze Sylbe mit einer langen wechseln müsse, welches fürs erste strenge genommen unmöglich ist, und demnächst äußerst fehlerhaft seyn würde. Zur Nachbildung der alten Syllbenmaße ist der Rigorismus in Ansehung der Quantität durchaus erforderlich; in gereimten Versen aber (und die reimfreyen Jamben behalten völlig die Natur derselben) ist eigentlich gar nicht von Quantität die Rede, sondern von accentuirten und nicht accentuirten Sylben, und den Stellen wo jene am vortheilhaftesten stehen. Ueberhaupt werden sie sehr un- eigentlich Jamben genannt, man sollte sagen: zehnsylbige Verse mit männlichem Schluß, elfsyllbige mit weiblichem u. s. w. Da es gar stark die Absicht ist, im dramatischen Fach besonders nach Shakspeare's Vorbilde, in andern Gattungen nach den Spaniern und Italiänern von der bisherigen seelenlosen Behandlung der sogenannten Jamben immer mehr abzuweichen, und der Anstoß, den dieß zwar nicht dem Gehör unbefangener Leser, aber der kleinen Kenntniß der korrekten Kritiker geben wird, nur durch Wegräumung jener prosodischen Vorurtheile gehoben werden kann, so werde ich mich schon einmal zu diesen bisher nur leicht berührten (Athen. B. II. S. 283 und B. III. S. 157.) Erörterungen entschließen müssen, wenn sonst niemand die trockne Mühe übernehmen will.

Doch dies alles möchte dem Rec. noch so hingehen. Allein er beschuldigt mich an vielen Stellen den Sinn des Originals ganz verfehlt zu haben. Er will dies durch Vergleichung mit dem Englischen Text beweisen; was er aber für den Text des Dichters hält, sind die schlechten und längst verworfnen Emendationen eines Rowe, Theobald, Pope, Warburton und anderer. Er hat also gar keine Notiz davon, was seit mehr als funfzehn Jahren für die Kritik des Shakespeareschen Textes geschehen ist, denn sonst würde er, da er sich den Kopf zerbricht, was ich nur mit meiner Uebersetzung gewollt habe, unter andern Vermuthungen doch auf die Möglichkeit gerathen seyn, daß ich eine andre Lesart vor Augen gehabt haben möchte. Welche philologische Unwissenheit dies nun wieder voraussetzt, und welche Unverschämtheit, sich dem ungeachtet an eine Beurtheilung zu wagen, leuchtet von selbst ein. Zu völliger Ueberzeugung muß ich die Beispiele hersehen. Aus der Rede des Bastard Faulconbridge über seine Standeserhöhung.

Und wenn er Jürge heißt, nenn' ich ihn Peter:  
Denn neugeschaffner Rang vergißt die Namen,  
Es ist zu aufmerksam und zu gesellig  
Für die Verwandlung.

„Die letzten Zeilen,“ sagt Rec. „welche so wie sie da stehen, schlechterdings keinen Sinn geben, können nur durch das Original Licht erhalten, wo die Stelle so heißt:

And if his name be George, I'll call him Peter;  
For new-made honour doth forget men's names:  
*'Tis too respective and unsociable*  
*For your conversing.*

„Das it im Anfange der dritten Zeile geht offenbar  
„auf new-made honour in der vorhergehenden; und  
„man kann natürlich nicht anders übersetzen als: „Er  
„(der neugeschaffne Rang) ist zu vornehm (respective)  
„und ungesellig (unsociable, zu hochmüthig) um mit  
„euch zu reden for your conversing).“ Wir wollen  
„gern zugeben, daß in den angeführten Zeilen einige  
„Druckfehler stehen geblieben sind, und daß statt es  
„— er, und statt zugesellig — ungesellig ge-  
„lesen werden muß. Aber dadurch ist der Stelle bey  
„weitem nicht geholfen; denn was soll aufmerksam  
„in dieser Verbindung heißen? Und was heißt für  
„die Verwandlung? Vermuthlich hat Herr Schl.  
„conversing mit convertig oder conversion verwech-  
„selt; aber wie er etwas, das doch offenbar keinen  
„Sinn giebt, hinschreiben konnte, ohne auf den beganz-  
„genen Fehler aufmerksam zu werden, das begreift  
„Nec. um so weniger, da die Stelle gar keine Schwie-  
„rigkeit hat und von Herrn Eschenburg schon richtig  
„übersetzt worden war.“ In der Maloneschen Aus-  
gabe (die freylich noch nicht erschienen war, als Herr  
Eschenburg zum ersten Male seine Uebersetzung her-  
ausgab) liest man:

*'Tis too respective and too sociable*  
*For your conversion.*

Die undurchdringliche Dunkelheit, wüber unser Philologe klagt, beruht auf einer Auslassung, die sich von selbst versteht: „Es ist zu aufmerksam und zu gefellig,“ nämlich die Namen zu behalten, „Für die Verwandlung,“ natürlich eines geringen Mannes in einen vornehmen. Das *your* ist humoristisch zu nehmen, wie es oft vorkommt: Für so eine Verwandlung. Die untergeschobne Lesart verdirbt und verwirrt alles, und respective muß nach derselben etwas heißen, was es gar nicht bedeuten kann. — Ferner! „Eben so wenig „möchte (Th. V. S. 84.) für die Worte (Huberts in „der Szene mit Arthur):

— Nun du thbricht Wasser,  
Du treibst die unbarmherzige Marter aus!

„der deutsche Leser eine befriedigende Auskunft zu  
„finden im Stande seyn. — —

How now foolish rheum,  
Turning dispiteous nature out of door!

„„Was wollt ihr, alberne Thränen, die mich um  
„meine ganze Standhaftigkeit bringen?“ Was  
„soll nun die unbarmherzige Marter? Wir wür-  
„den vielleicht glauben, daß Marter durch einen  
„Druckfehler für Natur stehe, wenn nicht das Syl-  
„benmaß dem widerspräche; aber selbst dann würde  
„die Stelle wenig gewinnen.“ Das wahre Original  
lautet hier:

Turning dispiteous torture out of door!

Torture und im Deutschen Marter ist aktiv genom-  
men, für das Martern, der Vorsatz zu martern. Die

vermeyntliche Verbesserung nature ist sehr gezwungen und unschicklich: die Natur im Menschen ist an sich niemals unbarmherzig. — S. 40 steht „eine „höhr'e Macht als wir, statt ihr, than ye: „vermuthlich ein Druckfehler!“ Die Vermuthung eines Druckfehlers, womit der Rec. seine christliche Liebe so häufig bemüht, daß wenn sie gegründet wäre, meine Uebersetzung schon allein dadurch unlesbar würde, findet gar nicht Statt; in Malone's Ausgabe steht deutlich genug: A greater power than we.

Mit solchen Beyspielen glaubt der Rec. hinreichend gezeigt zu haben, daß ich noch gar manches zu verbessern und zu berichtigen übrig gelassen, und nicht einmal die Arbeiten meiner Vorgänger überall verglichen und benutzt habe. Er könne sie leicht noch beträchtlich vermehren; das glaube ich in der That! Ich fodre ihn auf, sein Versprechen zu halten, und mir wirklich eine beträchtliche Anzahl so grober Verstöße gegen den Sinn des wahren Originals aufzuweisen. Er wird aber wohl thun, sich zuvor eine gehörige Ausgabe des Shakspeare zu verschaffen, und sich um das Verständniß desselben fleißig zu bemühen, auch auf die kritische Geschichte des Textes ein wenig Rücksicht zu nehmen: denn ich benachrichtige ihn, daß ich zuweilen Lesarten folge, die nicht im Texte stehen, weil Malone meines Bedünkens die unnützen Konjekturen immer noch nicht genug herausgeworfen hat, so wie er auch in seinen eignen sehr unglücklich ist. Unternimmt der Rec. aber bey gleicher Unwissenheit wieder den Kritiker zu spielen, so verdient er billig, daß

ihm zum Andenken für ihn selbst und zur Warnung für so viele seines Gelichters, die belehrtristischen Ohren ohne Umstände auf den Tisch genagelt werden.

Ich bin sonst nicht gewohnt, meine Arbeiten gegen schiefe Urtheile zu rechtfertigen: allein da unter den zahlreichen Lesern, die mir bey der Uebersetzung des Shakspeare ihr Zutrauen geschenkt haben, doch einige, die das Original nicht selbst studirt haben, sich durch die Dreistigkeit jener Behauptungen möchten irre machen lassen, so war ich ihnen diese Berichtigung schuldig. Uebrigens kann nicht leicht jemand stärker fühlen als ich, wie viel auch bey der fleißigsten Uebersetzung verloren geht, und es bedarf für mich keiner fremden Erinnerung um unablässig auf die Vervollkommnung meiner Arbeit bedacht zu seyn. Soll aber die Kritik für die poetische Uebersetzungskunst wahren Nutzen stiften, so glaube ich, muß es hier als Grundsatz festgestellt werden, was auf andre Geisteswerke nicht anwendbar ist: nämlich daß der Kritiker, wo er etwas tadelt, gleich durch die That die Möglichkeit zu beweisen hat, es besser zu machen. Denn die Aufgabe des poetischen Uebersetzers ist eine ganz bestimmte, und zwar eine solche, die ins Unendliche hin nur durch Annäherung gelöst werden kann, weil er mit ganz verschiedenen Werkzeugen dasselbe ausrichten soll. Da heißt es also mit Recht:

Si quid novisti rectius istis,

Candidus imperti; si non, his utere mecum.

A. W. Schlegel.

---



VIII.

Ueber die Unverständlichkeit.

---

**E**inige Gegenstände des menschlichen Nachdenkens reizen, weil es so in ihnen liegt oder in uns, zu immer tieferem Nachdenken, und je mehr wir diesem Reize folgen und uns in sie verlieren, je mehr werden sie alle zu Einem Gegenstande, den wir, je nachdem wir ihn in uns oder außer uns suchen und finden, als Natur der Dinge oder als Bestimmung des Menschen charakterisiren. Andre Gegenstände würden niemals vielleicht unsre Aufmerksamkeit erregen können, wenn wir in heiliger Abgeschlossenheit jenem Gegenstand aller Gegenstände ausschließlich und einseitig unsre Betrachtung widmeten; wenn wir nicht mit Menschen in Verkehr ständen, aus deren gegenseitiger Mittheilung sich erst solche Verhältnisse und Verhältnißbegriffe erzeugen, die sich als Gegenstände des Nachdenkens bey genauerer Reflexion immer mehr vervielfältigen und verwickeln, also auch hierin den entgegengesetzten Gang befolgen.

Was kann wohl von allem, was sich auf die Mittheilung der Ideen bezieht, anziehender seyn, als die Frage, ob sie überhaupt möglich sey; und wo hätte man nähere Gelegenheit über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit dieser Sache mancherley Versuche anzustellen, als wenn man ein Journal wie das Athenäum entweder selbst schreibt, oder doch als Leser an demselben Theil nimmt?

Der gesunde Menschenverstand, der sich so gern am Leitfaden der Etymologien, wenn sie sehr nahe liegen, orientiren mag, dürfte leicht auf die Vermuthung gerathen können, der Grund des Unverständlichen liege im Unverstand. Nun ist es ganz eigen an mir, daß ich den Unverstand durchaus nicht leiden kann, auch den Unverstand der Unverständigen, noch weniger aber den Unverstand der Verständigen. Daher hatte ich schon vor langer Zeit den Entschluß gefaßt, mich mit dem Leser in ein Gespräch über diese Materie zu versetzen, und vor seinen eignen Augen, gleichsam ihm ins Gesicht, einen andern neuen Leser nach meinem Sinne zu construiren, ja wenn ich es nöthig finden sollte, denselben sogar zu beduciren. Ich meynte es ernstlich genug und nicht ohne den alten Hang zum Mystizismus. Ich wollte es einmal recht genau nehmen, wollte die ganze Kette meiner Versuche durchgehn, den oft schlechten Erfolg mit rücksichtsloser Offenheit bekennen, und so den Leser zu einer gleichen Offenheit und Redlichkeit gegen sich selbst allmählig hinleiten; ich wollte beweisen, daß alle Unverständlichkeit relativ, und darstellen, wie unver-

kändlich mir zum Beyspiel Garbe sey; ich wollte zeigen, daß die Worte sich selbst oft besser verstehen, als diejenigen von denen sie gebraucht werden, wollte aufmerksam darauf machen, daß es unter den philosophischen Worten, die oft in ihren Schriften wie eine Schaar zu früh entsprungener Geister alles verwirren und die unsichtbare Gewalt des Weltgeistes auch an dem ausüben, der sie nicht anerkennen will, geheime Ordensverbindungen geben muß; ich wollte zeigen, daß man die reinste und gediegenste Unverständlichkeit gerade aus der Wissenschaft und aus der Kunst erhält, die ganz eigentlich auß Verständigen und Verständlichmachen ausgehn, aus der Philosophie und Philologie; und damit das ganze Geschäft sich nicht in einem gar zu handgreiflichen Cirkel herumdrehen möchte, so hatte ich mir fest vorgenommen, dieses eine Mal wenigstens gewiß verständlich zu seyn. Ich wollte auf das hindeuten was die größten Denker jeder Zeit (freylich nur sehr dunkel) geahndet haben, bis Kant die Tafel der Kategorien entdeckte und es Licht wurde im Geiste des Menschen; ich meyne eine reelle Sprache, daß wir aufhören möchten mit Worten zu kramen, und schauen alles Wirkens Kraft und Saamen. Die große Maserey einer solchen Kabbala, wo gelehrt werden sollte, wie des Menschen Geist sich selbst verwandeln und dadurch den wandelbaren ewig verwandelten Gegner endlich fesseln möge, ein dergleichen Mystorium durfte ich nun nicht so naiv und naft darstellen, wie ich aus jugendlicher Unbesonnenheit die Natur der Liebe in der Lucinde zur ewigen

Hieroglyphe dargestellt habe. Ich mußte demnach auf ein populäres Medium denken, um den heiligen, zarten, flüchtigen, luftigen, duftigen gleichsam imponderablen Gedanken chemisch zu binden. Wie sehr hätte er sonst mißverstanden werden können, da ja erst durch seinen wohlverstandnen Gebrauch allen verständlichen Mißverständnissen endlich ein Ende gemacht werden sollte? Zugleich hatte ich mit innigem Vergnügen die Progressen unsrer Nation bemerkt; und was soll ich erst von dem Zeitalter sagen? Dasselbe Zeitalter, in welchem auch wir zu leben die Ehre haben; das Zeitalter, welches, um alles mit einem Worte zu sagen, den bescheiden aber vielsagenden Namen des kritischen Zeitalters verdient, so daß nun bald alles kritisiert seyn wird, außer das Zeitalter selbst, und daß alles immer kritischer und kritischer wird, und die Künstler schon die gerechte Hoffnung hegen dürfen, die Menschheit werde sich endlich in Masse erheben und lesen lernen.

Nur ganz kürzlich wurde dieser Gedanke einer reellen Sprache mir von neuem erregt, und eine glorreiche Aussicht öffnete sich dem innern Auge. Im neunzehnten Jahrhundert, versichert uns Girtanner, im neunzehnten Jahrhundert wird man Gold machen können; und ist es nicht schon mehr als Vermuthung, daß das neunzehnte Jahrhundert nun bald seinen Anfang nehmen wird? Mit löblicher Sicherheit und mit einer interessanten Erhebung sagt der würdige Mann: „Jeder Chemiker, jeder Künstler wird Gold machen; das Küchengeschirr wird von Silber, von Gold

Gold seyn.“ — Wie gern werden nun alle Künstler sich entschließen den kleinen unbedeutenden Ueberrest vom achtzehnten Jahrhundert noch zu hungern, und diese große Pflicht künftig nicht mehr mit betrübtem Herzen erfüllen; denn sie wissen, daß theils noch sie selbst in eigner Person, theils aber auch und desto gewisser ihre Nachkommen in kurzem werden Gold machen können. Daß gerade das Küchengeschirr erwähnt wird, hat zur Ursache, weil jener scharfsinnige Geist gerade das vorzüglich schön und groß an dieser Katastrophe findet, daß wir nun nicht mehr so viele veruchte Halbsäuren von gemeinen unedlen niederträchtigen Metallen wie Blei, Kupfer, Eisen und dergl. werden verschlucken dürfen. Ich sah die Sache aus einem andern Gesichtspunkte. Schon oft hatte ich die Objektivität des Goldes im Stillen bewundert, ja ich darf wohl sagen angebetet. Bey den Chinesen, dachte ich, bey den Engländern, bey den Russen, auf der Insel Japan, bey den Einwohnern von Fes und Marokko, ja sogar bey den Kosacken, Escheremissen, Baschkiren und Mulatten, kurz überall wo es nur einige Bildung und Aufklärung giebt, ist das Silber, das Gold verständlich und durch das Gold alles übrige. Wenn nun erst jeder Künstler diese Materialien in hinreichender Quantität besitzt, so darf er ja nur seine Werke in Basrelief schreiben, mit goldnen Lettern auf silbernen Tafeln. Wer würde eine so schön gedruckte Schrift, mit der groben Aeußerung, sie sey unverständlich, zurückweisen wollen?

Aber alles das sind nur Hirngespinnste oder Ideale:

denn Birtanner ist gestorben, und ist demnach für jetzt so weit davon entfernt Gold machen zu können, daß man vielmehr mit aller Kunst nur so viel Eisen aus ihm wird machen können, als nöthig wäre, sein Andenken durch eine kleine Schaumünze zu verewigen.

Uebrigens haben sich die Klagen über die Unverständlichkeit so ausschließlich gegen das Athenaeum gerichtet, es ist so oft und so vielseitig geschehen, daß die Deduction am besten eben da ihren Anfang nehmen können, wo uns eigentlich der Schuh drückt.

Schon hat ein scharfsinniger Kunstrichter im Berliner Archiv der Zeit das Athenaeum gegen diese Vorwürfe freundschaftlich vertheidigt, und dabey das berüchtigte Fragment von den drey Tendenzen zum Beyspiel gewählt. Ein überaus glücklicher Gedanke! Gerade so muß man die Sache angreifen. Ich werde denselben Weg einschlagen, und damit der Leser um so leichter einsehen kann, daß ich das Fragment wirklich für gut halte, so mag es hier noch einmal stehen:

„Die französische Revolution, Fichte's Wissenschaftslehre und Goethe's Meister sind die größten Tendenzen des Zeitalters. Wer an dieser Zusammenstellung Anstoß nimmt, wem keine Revolution wichtig scheinen kann, die nicht laut und materiell ist, der hat sich noch nicht auf den hohen weiten Standpunkt der Geschichte der Menschheit erhoben. Selbst in unsern dürftigen Culturgeschichten, die meistens einer mit fortlaufendem Commentar begleiteten Varietensamm-

lung, wozu der classische Text verloren ging, gleichen, spielt manches kleine Buch, von dem die lärmende Menge zu seiner Zeit nicht viel Notiz nahm, eine größere Rolle als alles, was diese trieb.“

Dieses Fragment schrieb ich in der redlichsten Absicht und fast ohne alle Ironie. Die Art, wie es mißverstanden worden, hat mich unaussprechlich überrascht, weil ich das Mißverständniß von einer ganz andern Seite erwartet hatte. Daß ich die Kunst für den Kern der Menschheit, und die französische Revolution für eine vortreffliche Allegorie auf das System des transcendentalen Idealismus halte, ist allerdings nur eine von meinen äußerst subjektiven Ansichten. Ich habe es ja aber schon so oft und in so verschiedenen Manieren zu erkennen gegeben, daß ich wohl hätte hoffen dürfen, der Leser würde sich endlich daran gewöhnt haben. Alles übrige ist nur Chiffersprache. Wer Goethe's ganzen Geist nicht auch im Meister finden kann, wird ihn wohl überall vergeblich suchen. Die Poesie und der Idealismus sind die Centra der deutschen Kunst und Bildung; das weiß ja ein jeder. Aber wer es weiß, kann nicht oft genug daran erinnert werden, daß er es weiß. Alle höchsten Wahrheiten jeder Art sind durchaus trivial und eben darum ist nichts nothwendiger als sie immer neu, und wo möglich immer paradoxer auszudrücken, damit es nicht vergessen wird, daß sie noch da sind, und daß sie nie eigentlich ganz ausgesprochen werden können.

Bis hieher ist nun alles ohne alle Ironie, und

durfte von Rechtswegen nicht mißverstanden werden; und doch ist es so sehr geschehen, daß ein bekannter Jakobiner, der Magister Dyt in Leipzig, sogar demokratische Gesinnungen darin hat finden wollen.

Etwas andres freylich ist noch in dem Fragment, welches allerdings mißverstanden werden konnte. Es liegt in dem Wort Tendenzen, und da fängt nun auch schon die Ironie an. Es kann dieses nemlich so verstanden werden, als hielte ich die Wissenschaftslehre zum Beyspiel auch nur für eine Tendenz, für einen vorläufigen Versuch wie Kants Kritik der reinen Vernunft, den ich selbst etwa besser auszuführen und endlich zu beendigen gesonnen sey, oder als wollte ich, um es in der Kunstsprache, welche für diese Darstellungsart die gewöhnliche und auch die schicklichste ist, zu sagen, mich auf Fichte's Schultern stellen, wie dieser auf Reinholds Schultern, Reinhold auf Kants Schultern, dieser auf Leibnizens Schultern steht, und so ins unendliche fort bis zur ursprünglichen Schulter. — Ich wußte das recht gut, aber ich dachte, ich wollte es doch einmal versuchen, ob mir wohl jemand einen solchen schlechten Gedanken andichten werde. Niemand scheint es bemerkt zu haben. Warum soll ich Mißverständnisse darbieten, wenn niemand sie ergreifen will? Ich lasse demnach die Ironie fahren und erkläre gerade heraus, das Wort bedeute in dem Dialekt der Fragmente, alles sey nur noch Tendenz, das Zeitalter sey das Zeitalter der Tendenzen. Ob ich nun der Meynung sey, alle diese Tendenzen würden durch mich selbst in Richtigkeit und



zum Beschluß gebracht werden, oder vielleicht durch meinen Bruder oder durch Tieck, oder durch soast einen von unsrer Faction, oder erst durch einen Sohn von uns, durch einen Enkel, einen Urenkel, einen Enkel im sieben und zwanzigsten Gliede, oder erst am jüngsten Tage, oder niemals; das bleibt der Weisheit des Lesers, für welche diese Frage recht eigentlich gehört, anheim gestellt.

Goethe und Fichte, das bleibt die leichteste und schicklichste Formel für allen Anstoß, den das Athenaeum gegeben, und für alles Unverständnis, welches das Athenaeum erregt hat. Das beste dürfte wohl auch hier seyn, es immer ärger zu machen; wenn das Uergerniß die größte Höhe erreicht hat, so reißt es und verschwindet, und kann das Verstehen dann sogleich seinen Anfang nehmen. Noch sind wir nicht weit genug mit dem Anstoßgeben gekommen: aber was nicht ist kann noch werden. Ja auch jene Namen werden noch mehr als einmal wieder genannt werden müssen, und nur noch heute hat mein Bruder ein Sonett gemacht, welches ich mich nicht enthalten kann, dem Leser mitzutheilen, wegen der reizenden Wortspiele, die er (der Leser) fast noch mehr liebt als die Ironie:

Bewundert nur die selbgeschnitten Götzen,  
Und laßt als Meister, Führer, Freund uns Goethen:  
Euch wird nach seines Geistes Morgenröthen  
Apollo's goldner Tag nicht mit ergötzen.

Der lockt kein frisches Grün aus dürren Klößen,  
Man haut sie um, wo Feurung ist vonnöthen.  
Einst wird die Nachwelt all die Unpoeten  
Korrekt versteinert sehn zu ganzen Flossen.

Die Goethen nicht erkennen, sind nur Gothen,  
Die Blöden blendet jede neue Blüthe,  
Und, Todte selbst, begraben sie die Todten.

Uns sandte, Goethe, dich der Götter Güte,  
Befreundet mit der Welt durch solchen Boten,  
Göttlich von Namen, Blick, Gestalt, Gemüthe.

---

Ein großer Theil von der Unverständlichkeit des  
Athenaeums liegt unstreitig in der Fronte, die sich  
mehr oder minder überall darin äußert. Ich fange  
auch hier mit einem Texte an aus den Fragmenten  
im Lyceum:

„Die sokratische Ironie ist die einzige durchaus  
unwillkürliche und durchaus besonnene Versteck-  
lung. Es ist gleich unmöglich sie zu erkünsteln  
und sie zu verrathen. Wer sie nicht hat, dem  
bleibt sie auch nach dem offensten Geständniß ein  
Räthsel. Sie soll niemand täuschen, als die,  
welche sie für Täuschung halten, und entweder  
ihre Freude haben an der herrlichen Schalkheit,  
alle Welt zum Besten zu haben, oder böse wer-  
den, wenn sie ahnden, sie wären auch wohl mit  
gemennt. In ihr soll alles Scherz und alles Ernst  
seyn, alles treuherzig offen und alles tief ver-  
steckt. Sie entspringt aus der Vereinigung von

Lebenskunstsinne und wissenschaftlichem Geiste, aus dem Zusammentreffen vollendeter Naturphilosophie und vollendeter Kunstphilosophie. Sie enthält und erregt ein Gefühl von dem unauflöslichen Widerstreit des Unbedingten und des Bedingten, der Unmöglichkeit und Nothwendigkeit einer vollständigen Mittheilung. Sie ist die freieste aller Lizenzen, denn durch sie setzt man sich über sich selbst weg; und doch auch die gesetzlichste, denn sie ist unbedingt nothwendig. Es ist ein sehr gutes Zeichen, wenn die harmonisch Platten gar nicht wissen, wie sie diese stete Selbstparodie zu nehmen haben, den Scherz gerade für Ernst und den Ernst für Scherz halten.“ Ein andres von jenen Fragmenten empfiehlt sich noch mehr durch seine Kürze:

„Ironie ist die Form des Paradoxen. Paradox ist alles was zugleich gut und groß ist.“

Muß nicht jeder Leser, welcher an die Fragmente im Athenaeum gewöhnt ist, alles dieses äußerst leicht ja trivial finden? Und doch schien es damals manchem unverständlich, weil es noch eher neu war. Denn erst seitdem ist die Ironie an die Tagesordnung gekommen, nachdem in der Morgendämmerung des neuen Jahrhunderts diese Menge großer und kleiner Ironien jeder Art aufgeschossen ist, so daß ich bald werde sagen können, wie Boufflers von den verschiedenen Gattungen des menschlichen Herzens:

J'ai vu des coeurs de toutes formes,

Grands, petits, minces, gros, mediocres, énormes.

Um die Uebersicht vom ganzen System der Ironie zu erleichtern, wollen wir einige der vorzüglichsten Arten anführen. Die erste und vornehmste von allen ist die grobe Ironie; findet sich am meisten in der wirklichen Natur der Dinge und ist einer ihrer allgemein verbreitetsten Stoffe; in der Geschichte der Menschheit ist sie recht eigentlich zu Hause. Dann kommt die feine oder die delikate Ironie; dann die extrafeine; in dieser Manier arbeitet Skaramuz, wenn er sich freundlich und ernsthaft mit jemand zu besprechen scheint, indem er nur den Augenblick erwartet, wo er wird mit einer guten Art einen Tritt in den Hintern geben können. Diese Sorte wird auch wohl bey Dichtern gefunden, wie ebenfalls die redliche Ironie, welche am reinsten und ursprünglichsten in alten Gärten angebracht ist, wo wunderbar liebliche Grotten den gefühlvollen Freund der Natur in ihren kühlen Schooß locken, um ihn dann von allen Seiten mit Wasser reichlich zu besprüngen und ihm so die Zartheit zu vertreiben. Ferner die dramatische Ironie, wenn der Dichter bey Akte geschrieben hat, dann wider Vermuthen ein anderer Mensch wird, und nun die beyden letzten Acte schreiben muß. Die doppelte Ironie, wenn zwey Linien von Ironie parallel neben einander laufen ohne sich zu stören, - eine fürs Parterre die andre für die Logen, wobey noch kleine Funken in die Couliissen fahren können. Endlich die Ironie der Ironie. Im allgemeinen ist das wohl die gründlichste Ironie der Ironie, daß man sie doch eben auch überdrüßig wird, wenn sie uns überall und immer wieder geboten wird.

Was wir aber hier zunächst unter Ironie der Ironie verstanden wissen wollen, das entsteht auf mehr als einem Wege. Wenn man ohne Ironie von der Ironie redet, wie es so eben der Fall war; wenn man mit Ironie von einer Ironie redet, ohne zu merken, daß man sich zu eben der Zeit in einer andren viel auffallenderen Ironie befindet; wenn man nicht wieder aus der Ironie herauskommen kann, wie es in diesem Versuch über die Unverständlichkeit zu seyn scheint; wenn die Ironie Manier wird, und so den Dichter gleichsam wieder ironirt; wenn man Ironie zu einem überflüssigen Taschenbuche versprochen hat, ohne seinen Vorrath vorher zu überschlagen und nun wider Willen Ironie machen muß, wie ein Schauspieler der Leibscherzen hat; wenn die Ironie toll wird, und sich gar nicht mehr regieren läßt.

Welche Götter werden uns von allen diesen Ironien erretten können? das einzige wäre, wenn sich eine Ironie fände, welche die Eigenschaft hätte, alle jene großen und kleinen Ironien zu verschlucken und zu verschlingen, daß nichts mehr davon zu sehen wäre, und ich muß gestehen daß ich eben dazu in der meinigen eine merkliche Disposition fühle. Aber auch das würde nur auf kurze Zeit helfen können. Ich fürchte, wenn ich anders, was das Schicksal in Winkeln zu sagen scheint, richtig verstehe, es würde bald eine neue Generation von kleinen Ironien entstehen: denn wahrlich die Gestirne deuten auf fantastisch. Und gesetzt es blieb auch während eines langen Zeitraums alles ruhig, so wäre doch nicht zu trauen.

Mit der Ironie ist durchaus nicht zu scherzen. Sie kann unglaublich lange nachwirken. Einige der absichtlichsten Künstler der vorigen Zeit habe ich in Verdacht, daß sie noch Jahrhunderte nach ihrem Tode mit ihren gläubigsten Verehrern und Anhängern Grotte treiben. Shakspeare hat so unendlich viele Tiefen, Lücken, und Absichten; sollte er nicht auch die Absicht gehabt haben, verfängliche Schlingen in seine Werke für die geistreichsten Künstler der Nachwelt zu verbergen, um sie zu täuschen, daß sie ehe sie sich versehen, glauben müssen, sie seyen auch ungefähr so wie Shakspeare? Gewiß, er dürfte wohl auch in dieser Rücksicht weit absichtlicher seyn als man vermuthet.

Ich habe es schon indirekt eingestehen müssen, daß das Athenaeum unverständlich sey, und weil es mitten im Feuer der Ironie geschehen ist, darf ich es schwerlich zurücknehmen, denn sonst müßte ich ja diese selbst verletzen.

Aber ist denn die Unverständlichkeit etwas so durchaus Verwerfliches und Schlechtes? — Mich dünkt das Heil der Familien und der Nationen beruhet auf ihr; wenn mich nicht alles trügt, Staaten und Systeme, die künstlichsten Werke der Menschen, oft so künstlich, daß man die Weisheit des Schöpfers nicht genug darin bewundern kann. Eine unglücklich kleine Portion ist zureichend, wenn sie nur unverbrüchlich treu und rein bewahrt wird, und kein frevelnder Verstand es wagen darf, sich der heiligen Gränze zu nähern. Ja das köstlichste was der Mensch

hat, die innere Zufriedenheit selbst hängt, wie jeder leicht wissen kann, irgendwo zuletzt an einem solchen Punkte, der im Dunkeln gelassen werden muß, dafür aber auch das Ganze trägt und hält, und diese Kraft in demselben Augenblicke verlieren würde, wo man ihn in Verstand auflösen wollte. Wahrlich, es würde euch bange werden, wenn die ganze Welt, wie ihr es fodert, einmal im Ernst durchaus verständlich würde. Und ist sie selbst diese unendliche Welt nicht durch den Verstand aus der Unverständlichkeit oder dem Chaos gebildet?

Ein anderer Trostgrund gegen die anerkannte Unverständlichkeit des Athenaeums liegt schon in der Anerkennung selbst, weil uns eben diese auch belehrte, das Uebel werde vorübergehend seyn. Die neue Zeit kündigt sich an als eine schnellfüßige, sohlenbestülte; die Morgenröthe hat Siebenmeilenstiefel angezogen. — Lange hat es gewetterleuchtet am Horizont der Poesie; in eine mächtige Wolke war alle Gewitterkraft des Himmels zusammengedrängt; jetzt donnerte sie mächtig, jetzt schien sie sich zu verziehen und blitzte nur aus der Ferne, um bald desto schrecklicher wiederzukehren: bald aber wird nicht mehr von einem einzelnen Gewitter die Rede seyn, sondern es wird der ganze Himmel in einer Flamme brennen und dann werden euch alle eure kleinen Bligableiter nichts mehr helfen. Dann nimmt das neunzehnte Jahrhundert in der That seinen Anfang, und dann wird auch jenes kleine Räthsel von der Unverständlichkeit des Athenaeums gelöst seyn. Welche Katastrophe! Dann wird es Leser geben die

lesen können. Im neunzehnten Jahrhundert wird jeder die Fragmente mit vielem Behagen und Vergnügen in den Verdauungsstunden genießen können, und auch zu den härtesten unverdaulichsten keinen Rußknacker bedürfen. Im neunzehnten Jahrhundert wird jeder Mensch, jeder Leser die Lucinde unschuldig, die Genoveva protestantisch und die Didaktischen Elegien von A. W. Schlegel fast gar zu leicht und durchsichtig finden. Es wird sich auch hier bewähren, was ich in prophetischem Geiste in den ersten Fragmenten als Maxime aufgestellt habe:

„Eine classische Schrift muß nie ganz verstanden werden können. Aber die welche gebildet sind und sich bilden, müssen immer mehr draus lernen wollen.“

Die große Scheidung des Verstandes und des Unverstandes wird immer allgemeiner, heftiger und klarer werden. Noch viel verborgne Unverständlichkeit wird ausbrechen müssen. Aber auch der Verstand wird seine Allmacht zeigen; er der das Gemüth zum Charakter, das Talent zum Genie adelt, das Gefühl und die Anschauung zur Kunst läutert; er selbst wird verstanden werden, und man wird es endlich einsehen und eingestehen müssen, daß jeder das Höchste erwerben kann und daß die Menschheit bis jetzt weder boshaft noch dumm, sondern nur ungeschickt und neu war. Ich thue mir Einhalt um die Verehrung der höchsten Gottheit nicht vor der Zeit zu entweihen. Aber die großen Grundsätze, die Gesinnungen, worauf es dabey ankommt, dürfen ohne Entweihung mitgetheilt



werden; und ich habe versucht das wesentliche davon auszudrücken, indem ich mich an einen eben so tief-  
sinnigen als liebenswürdigen Vers des Dichters angeschlossen, in derjenigen Form der Dichtung, welche die Spanier Glosse nennen; und es bleibt nun nichts zu wünschen übrig, als daß einer unsrer vortrefflichen Componisten die meinige würdig finden mag, ihr eine musikalische Begleitung zu geben. Schöneres giebt es nichts auf der Erde, als wenn Poesie und Musik in holder Eintracht zur Veredlung der Menschheit wirken.

Eines schießt sich nicht für alle,  
Sehe jeder wie ers treibe,  
Sehe jeder wo er bleibe,  
Und wer steht daß er nicht falle.

Dieser weiß sich sehr bescheiden  
Jener bläst die Backen voll;  
Dieser ist im Ernste toll,  
Jener muß ihn noch beneiden.  
Alle Narrheit kann ich leiden,  
Ob sie genitalisch knalle,  
Oder blumenlieblich walle;  
Denn ich werd' es nie vergessen,  
Was des Meisters Kraft ermessen:  
Eines schießt sich nicht für alle.

Um das Feuer zu ernähren,  
Sind viel zarte Geister nöthig,  
Die zu allem Dienst erbötig,  
Um die Heiden zu bekehren.  
Mag der Lärm sich nun vermehren,  
Suche jeder wen er reibe,

Wisse jeder was er schreibe,  
Und wenn schrecklich alle Dummheit  
Aus den dunkeln Löchern brummen,  
Sehe jeder wie ers treibe.

Ein'ge haben wir entzündet,  
Die nun schon alleine flammen;  
Doch die Menge hält zusammen,  
Viel Gesindel treu verbündet.  
Wer den Unverstand ergründet,  
Hält sich alle gern vom Leibe,  
Die gehohren sind vom Weibe.  
Ist der Bienenschwarm erregt,  
Den das neueste Wort bewegt,  
Sehe jeder wo er bleibe.

Mögen sie geläufig schwätzen,  
Was sie dennoch nie begreifen.  
Manche müssen irre schweifen,  
Viele Künstler werden plätzen.  
Jeden Sommer fliegen Späßen  
Freuen sich am eignen Schalle:  
Netzte dieß dir je die Galle?  
Laß sie alle selig spielen,  
Sorge du nur gut zu zielen,  
Und wer steht daß er nicht falle.